Prozessdenken und Homosexualität im Kontext von Naturwissenschaft und Pädagogik

Heinz-Jürgen Voß

Gerade wenn wir uns mit (Homo-)Sexualität und Geschlecht auseinandersetzen, kommen wir nicht umhin, uns mit den Bedingungen neuzeitlicher und moderner Wissenschaft zu befassen. Besonders interessieren uns hierbei die Methoden. Wichtig sind aber auch die Voraussetzungen, die die neuzeitliche und moderne (wissenschaftliche) Denkart schafft. Und ein dritter Aspekt hat Gewicht: Populäre Ansichten einerseits und aktuelle wissenschaftliche Ergebnisse andererseits klaffen mittlerweile weit auseinander, so dass die Selbstverständlichkeiten moderner Wissenschaft gerade im Alltagsverständnis von gesellschaftlichen Gewissheiten (Dispositiven) wie Geschlecht und Sexualität nur zögerlich Niederschlag finden bzw. von dort massive Gegenwehr erfahren.

In diesem Kapitel spielen Fragen (natur-)wissenschaftlicher Methode und Denkweise eine Rolle. Dabei gehen wir von den abstrakten Grundbedingungen neuzeitlicher und moderner Wissenschaft aus und kommen von hier aus zum Konkreten – zur gesellschaftlichen Herstellung von Geschlecht und (Homo-)Sexualität.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Der (natur-)wissenschaftliche Erkenntnisprozess und die »Homosexualität«

Erkenntnis als Prozess

Die Naturwissenschaften mit ihren älteren und neueren Disziplinen bzw. Wissenszweigen – die politische Theoretikerin und Historikerin Hannah Arendt hebt als ältere Chemie, Physik, Botanik und Zoologie sowie als neuere die »Geologie oder Erdgeschichte« und die »Biologie oder Geschichte des Lebens« hervor (Arendt, 2015 [1958], S. 377) – sind zentral durch eine entwicklungsgeschichtliche Sicht und einen Prozesscharakter geprägt. Arendt schreibt:

> »[D]er Entwicklungsbegriff ist eine zwangsläufige Konsequenz dessen, daß die Erkenntnis der Natur sich auf die Prozesse verwiesen sah, welche die herstellende Genialität von Homo faber [der tätige, herstellende Mensch] im Experiment nachgeahmt hatte; die im Experiment begegnende Natur ist in der Tat ›ein Prozeß‹, und die im Experiment auftauchenden Naturdinge sind nichts als Funktionen oder Exponenten des Prozesses. So rückt der Prozeßbegriff an die Stelle, die vormals der Seinsbegriff innegehabt hatte, bzw. Sein wird überhaupt nur noch als Prozeß erfahren. Und wenn es einst zum Wesen des Seins gehörte, daß es sich zeigte und in Erscheinung trat, so liegt es im Wesen des Prozesses, daß er selbst unsichtbar bleibt, daß sein Vorhandensein nur aus bestimmten Daten, die nicht eigentlich mehr Phänomene sind, erschlossen werden kann. Dieser Prozeß war ursprünglich der Herstellungsprozeß, der ›im Produkt erlischt‹, also sich in dem, was er hervorbringt, gerade nicht zeigt, von dem das Produkt in seinem phänomenalen Bestand nicht mehr aussagt, als daß es ihn auf Grund der Erfahrung, die Homo faber mit dem Herstellen hat, geben muß, daß ein wie auch immer gearteter Prozeß der wirklichen Existenz aller Dinge vorausgeht« (Arendt, 2015 [1958], S. 377f.; Anm. H. V.).

In neuzeitlicher und moderner Wissenschaft ist gerade nicht mehr die Ansicht zentral, dass beobachtete Dinge einfach da wären. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass dem Beobachteten Entstehungsprozesse – auf mehreren Ebenen – zugrunde liegen. Etwa ein archäologischer

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Fund eines »versteinerten Baumstammes« wird im Kontext seines Entstehungsprozesses interpretiert, einerseits im Sinne einer Verbindungslinie zu einem früheren Zeitraum, andererseits in einer Weise, dass er durch die Sinne und Erfahrungen von dem konkreten untersuchenden Menschen und den Vorannahmen in der wissenschaftlichen Institution wahrgenommen und interpretiert – und damit hergestellt – wird. Der archäologische »Baumstamm« ist damit ein konkretes aktuelles Ding, konkret jetzt in der Wahrnehmung eines und mehrerer Menschen, zugleich wird er entlang wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Normen abstrahiert und als Ding eines historisch früheren Zeitpunkts »gelesen«. Auch das Werden eines Menschen und die die Menschen umgebenden Dinge werden modern wissenschaftlich in ihrer Entwicklung und nicht als einfach-da-seiend verstanden.

Dabei sieht sich die Wissenschaft der Herausforderung gegenüber, dass populäre Denkweisen mit dem Denken in Entwicklung und Prozess hadern. Menschen nehmen ihre Umgebung gern als gegeben wahr – selbstverständlich geschieht auch das im Rahmen gesellschaftlicher Grundüberzeugungen, etwa der Übereinkunft, dass ein archäologischer Fund »alt« sei, anstatt die Entstehungsbedingungen zu hinterfragen und ihn auch in seiner Aktualität wahrzunehmen. Bereits Alfred North Whitehead (1861–1947), Mathematiker und Philosoph, stellt die Diskrepanz zwischen Wissenschaft und Populärsicht fest. Er schreibt, dass »innerhalb der letzten Generation […] eine Vielzahl kluger und erfindungsreicher Experimente durchgeführt worden [sind]. Folge ist, daß sich sehr viele Informationen über Gebiete der Natur angesammelt haben, die der gewöhnlichen Erfahrung der Menschheit weit entrückt sind« (Whitehead, 1988 [1925], S. 138f.).

Die Bedeutung der Methode für die Erkenntnis

Dass die Entstehungsbedingungen einer Erkenntnis bedeutsam sind, wird bereits dadurch klar, dass sich über ein Ding – etwa einen Baum – auf Basis unterschiedlicher Methoden verschiedene Aussagen treffen lassen. Die einfache Beschreibung anhand des Augenscheins hält anderes fest als diejenige, die sich auf Grundlage der Mikroskopie mit einem kleinen Gewebeausschnitt befasst. Die erstere Sicht nutzt Begriffe wie

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Blätter, Äste, Stamm und setzt die Beobachtungen möglicherweise in Beziehung zu weiteren Variablen wie der Umgebung, dem Lichteinfall, der Besiedelung mit verschiedenen Tierarten. Die zweite Sicht wendet sich einem oder mehreren Ausschnitten zu, vergleicht Zellen und ihre Organellen. Beide treffen Aussagen über »den Baum« – aber auf jeweils unterschiedliche Weise. Es resultieren differente Beschreibungen, die durch (wissenschaftliche) Übereinkünfte miteinander in Verbindung gesetzt werden (können). »Übereinkünfte« bedeutet, dass auch das Erkennen und das Interpretieren von Dingen und Sachverhalten durch das technische und methodische Instrumentarium – und die zugrunde liegenden Algorithmen – sowie gesellschaftliche Sichtweisen gerahmt sind und dass zwischen einzelnen Beschreibungen und Fachkulturen Transfer- und Übersetzungsprozesse stattfinden müssen.

Wie also erst einmal bestimmt werden muss, was ein Baum ist, welche Merkmale hierfür als wichtig gelten und Erwähnung finden und von welchen abstrahiert wird (und wieder andere Merkmale bleiben gänzlich außerhalb des Blickes), so spielen auch die anwendbaren Methoden für den möglichen Blick und den Erkenntnisprozess eine Rolle. Hier im Beispiel ist das Mikroskop angeführt, das zu ganz anderen Beschreibungen führt, als sie mit dem bloßen Auge möglich sind. Was bedeutet es, wenn Erkenntnisse noch anderer Disziplinen mit ihren Techniken, zusätzlich zur Mikroskopie, zur Beschreibung genutzt werden? Die Molekularchemie oder die auf Kleinstteilchen orientierte Elementarphysik gelangen wieder zu ganz anderen Beschreibungen des beobachteten Objekts »Baum« – und charakterisieren doch das gleiche Ding. Und alle getroffenen Beschreibungen sind gleichsam »wahr«. Hannah Arendt zeigt die Bedeutung der angewendeten Methode anschaulich auf, mit Blick auf den Erkenntnisprozess, die wissenschaftliche Grundüberzeugung und gesellschaftliche Übereinkünfte:

> »Es war weder die Vernunft noch der Verstand, sondern ein von Menschen hergestelltes Instrument, das Teleskop, dem die Änderung des Weltbilds [vom ptolemäischen hin zum kopernikanischen] zuzuschreiben ist; es war weder betrachtendes Beobachten noch schließendes Spekulieren, das zu den neuen Erkenntnissen geführt hat, sondern ein Eingriff unmittelbar praktisch-aktiver Natur, das Eingreifen der machenden und herstellenden Fähigkeiten von Homo faber. Mit anderen

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

> Worten, es schien offenbar, daß das uralte Vertrauen des Menschen, daß sein Sinnesvermögen ihm Wirklichkeit und sein Vernunftvermögen ihm Wahrheit vermittelte, den eigentlichen Grund dafür gebildet hatte, daß er seit eh und je getäuscht worden war« (Arendt, 2015 [1958], S. 349; Anm. H. V.).

Oder aber, die Menschen waren gerade nicht getäuscht worden, sondern sie machten sich auf Basis ihrer Möglichkeiten ein – stimmiges – Bild von der Welt, ein Bild, das heute als partiell sogar absurd erscheint. Auch einige aktuelle Grundüberzeugungen werden später von Menschen als widersprüchlich und unsinnig angesehen werden (sofern sich die Menschen nicht selbst und ihre Lebensgrundlage in nächster Zeit vernichten).

Qualitäten der Dinge? Zum Erkenntnisgewinn der Menschen

Whitehead führt – die Erkenntnisse des 17. Jahrhunderts auswertend – aus, dass wir bei Beobachtungen notwendig abstrahieren. Wir sehen von einzelnen Eigenschaften ab – sie bleiben womöglich gänzlich außerhalb unseres Blickes, also ungesehen. Andere Eigenschaften kehren wir hervor. Sie befinden sich für gewöhnlich auf einer hohen Abstraktionsebene (vgl. Whitehead, 1988 [1925], S. 68), wie etwa in den Begriffen und Vorstellungen, die gewöhnlich mit »dem Baum« oder »der Zelle« verbunden sind, deutlich wird. Der Begriff »Baum« sieht etwa von den vielen differierenden Eigenschaften von Bäumen ab: Es wird nicht ausgesagt, ob der Baum Blätter hat, wie sie aussehen, ob er klein oder groß ist. Gewebeelemente, Zellen, Transportprozesse sind nicht thematisiert, gleiches gilt für Umwandlungsprozesse von Molekülen. All diese Eigenschaften erscheinen uns offenbar vernachlässigbar, wenn wir »Baum« sagen. Whitehead:

> »Wir betrachten ein Objekt als ein Einzelwesen mit bestimmten Eigenschaften. Überdies wird jedes individuelle Einzelwesen vermittels seiner Eigenschaften aufgefaßt. Beispielsweise beobachten wir einen Körper; an ihm ist etwas, das wir bemerken. Vielleicht ist er hart, blau, rund und geräuschvoll. Wir beobachten etwas, das diese Qualitäten besitzt: Ab-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

> gesehen von diesen Qualitäten, beobachten wir überhaupt nichts. Das Einzelwesen ist also das Substrat oder die Substanz, von der wir Qualitäten aussagen. Einige der Qualitäten sind wesentlich, das heißt, ohne sie wäre das Einzelwesen nicht es selbst; andere dagegen sind akzidentell und veränderlich« (ebd., S. 68).

Von dieser Basis aus zeigt Whitehead die gedankliche Leistung des ausgehenden 17. Jahrhunderts auf und erläutert, wie eigentlich die von uns dem »Baum« oder einem anderen Ding zugeschriebenen Eigenschaften entstehen. Whitehead schreibt, mit Blick auf die Arbeiten von Isaac Newton (1643–1727) und den Begründer der Wellentheorie, Christiaan Huygens (1629–1695):

> »Für das Licht gab es zwei Hypothesen: Entweder es wurde durch Schwingungswellen eines materialistischen Äthers übertragen oder aber – wie Newton meinte – durch die Bewegungen unglaublich kleiner Korpuskeln einer feinen Materie. Wie wir alle wissen, hat die Huygenssche Wellentheorie während des neunzehnten Jahrhunderts das Feld behauptet, und gegenwärtig versuchen die Physiker, einige Dunkelheiten, die mit der Strahlung zusammenhängen, durch eine Kombination beider Theorien aufzuklären. Aber für welche Theorie man sich auch entscheidet, als eine Tatsache der äußeren Natur gibt es weder Licht noch Farbe. Es gibt lediglich eine Bewegung von Material. Wenn also das Licht in die Augen tritt und auf die Netzhaut fällt, findet nur eine Bewegung von Material statt. Dann werden die Nerven und später das Gehirn gereizt, und wiederum ist das alles nur eine Bewegung von Material. Dieselbe Argumentation gilt auch für den Schall, wenn man Ätherwellen durch Luftwellen und die Augen durch Ohren ersetzt. Dann fragen wir uns, in welchem Sinne das Blau und der Klang Qualitäten des Körpers sind. Durch eine ähnliche Überlegung können wir uns auch fragen, in welchem Sinne der Duft eine Qualität der Rose ist. Galilei [1564–1642] stellte sich die Frage und zeigte sofort, daß es ohne Augen, Ohren oder Nasen keine Farben, Klänge oder Gerüche geben könne« (ebd., S. 69).

Im Weiteren führt Whitehead aus, dass es eine Leistung des Gehirns bzw. Geistes sei, dass wir Objekten bestimmte Eigenschaften – Qualitäten – zuweisen:

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

> »[Die eigenen] Sinneseindrücke werden vom Geist so projiziert, daß sie die geeigneten Körper in der äußeren Natur ausstatten können. Daher werden die Körper wahrgenommen, als haben sie Qualitäten, die ihnen in Wirklichkeit gar nicht zukommen, Qualitäten, die tatsächlich rein dem Geist entspringen. Daher dichten wir der Natur etwas an, was in Wahrheit uns selbst vorbehalten bleiben sollte: der Rose den Duft, der Nachtigall den Gesang und der Sonne die Strahlen« (ebd., S. 70).

Der Homo faber stellt also die Dinge, die er wahrnimmt, selbst her, indem er sie mit all seinen Sinnen und zur Verfügung stehenden technischen Mitteln beobachtet und beschreibt. Der Duft der Rose basiert einerseits auf einigen Molekülstrukturen und ihren Interaktionen mit weiteren Molekülen, andererseits auf den Rezeptoren der menschlichen Nase. Gleichzeitig sind »die Rose« und das Bild, das wir konkret vor Augen haben, wenn wir an eine »Rose« denken, bei den Untersuchungen im Labor, zur Wirkung der Moleküle und ihrer Bindung an Rezeptoren, nicht da. Im Labor sind »die Rose« als anfassbares Ding, die Nase als Trägerin von Rezeptoren und verdrahtet mit dem Gehirn und damit der konkret mit der Nase wahrgenommene Duft der Rose abwesend. Vielmehr wird in der experimentellen Anordnung aus der Bindung des Moleküls an einen Rezeptor auf den Duft der Rose geschlossen. Es sollte deutlich geworden sein, dass für die Wahrnehmung und Beschreibung von Dingen Herstellungs- und Transferprozesse erforderlich sind, die durch den konkreten Menschen und seine jeweiligen Mittel, auch die experimentellen und technischen, bestimmt sind.

Erkenntnis vor dem Hintergrund der Relativitätstheorie – und Materie als Schwingung

Von der Wellentheorie lohnt es sich noch einen Schritt weiter zu gehen: Newton hatte Licht im Sinne kleiner Teilchen beschrieben. 1677 stellte der Astronom, Mathematiker und Physiker Christiaan Huygens dieser Sicht das Modell gegenüber, nach dem Licht Welleneigenschaften habe und eine Welle sei. Damit wurde es möglich, spezifische Eigenschaften des Lichts zu erklären – unter anderem Beugung und Interferenz. Der Physiker James Clerk Maxwell (1831–1879) stellte 1871 die Theorie auf,

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

dass es sich bei Licht um *elektromagnetische* Wellen handele. Das wurde 1886 von Heinrich Hertz (1857–1894) experimentell nachgewiesen. Dennoch waren auf dieser Basis einige Eigenschaften des Lichts nicht zu erklären. Die Theorie von Albert Einstein (1879–1955) änderte dies, sie erklärte 1905 Licht als Welle unteilbarer Lichtquanten (Energiequanten, Photonen), wobei diese nicht als Teilchen missverstanden werden sollten, sondern als *Energieportionen* einer Lichtwelle mit neuartigen Quanteneigenschaften (vgl. ausgezeichnet und mit an die Internetnutzer_innen gerichteter Experimentiermöglichkeit: Uni Ulm, 2015).

Einstein ist für uns auch auf weitere Weise hilfreich: Mit seiner Relativitätstheorie, die die Grundlage heutigen wissenschaftlichen Verständnisses bildet, wird der alte Materie-Begriff aufgehoben und gilt unter dem neueren Materie-Begriff Masse bzw. Stofflichkeit als besondere Form von Energie – und umgekehrt Energie als besondere Form von Masse. Gleichzeitig wird die Einheit von Materie, Bewegung, Raum und Zeit postuliert: Es konnte nachgewiesen werden, dass es sich bei der Lichtgeschwindigkeit um eine Konstante handelt – sie ist für eine_n »bewegte_n«[2] Beobachter_in und eine_n »ruhende_n« Beobachter_in gleich. Da die Lichtgeschwindigkeit für die beiden Beobachter_innen gleich ist, sich aber die Beobachter_innen in relativer Bewegung zueinander befinden, müssen die von ihnen während des gleichen Lichtintervalls durchschrittenen Räume als verschieden groß betrachtet werden bzw. müssen die jeweiligen Zeiten, einen für beide als gleich definierten Raum zu passieren, unterschiedlich lang sein. Objekte weisen entsprechend eine eigene Raum-Zeit-Struktur auf.

Dieser etwas ausführlichere Durchgang durch einige aktuelle (natur-)wissenschaftliche Grundlagen ist nötig, um auch in Bezug auf unser Themengebiet – Geschlecht und (Homo-)Sexualität – den Anschluss an aktuelle (Natur-)Wissenschaft einzufordern. Hier wird ein weitgehend statisches Bild gezeichnet. Geschlecht wird selbst in wissenschaftlichen Publikationen oft noch immer als durch Erbsubstanz (Genetik) und Hormone festgelegt beschrieben, obwohl die modernen wissenschaftlichen Erkenntnisse einer solch simplen Sicht schon lange widersprechen (vgl. für einen Überblick: Voß, 2010, 2011). Den Begriff »Homosexualität« (und auch den Begriff »Heterosexualität«) gibt es erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit ihm und dem sich damit

2 Im Vergleich zu einem gemeinsamen Bezugspunkt.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

entwickelnden Konzept ist eine neuartige statische Enge in Bezug auf geschlechtliche und sexuelle Handlungen verbunden. Dabei ist die Auffassung von »Homosexualität« im Sinne fester Identität, die für einen Menschen lebenslang gelte und nach der Menschen gruppierbar seien, ein frappierender Kurzschluss, der die Bedeutung von Bewegung und Prozess sowie die des tätigen und herstellenden Homo faber verkennt. Auch mit Blick auf Geschlechtliches und Sexuelles gilt der an praktischer Handlung, praktischer Wahrnehmung, Bewegung und Prozess orientierte Vergleich, mit dem Whitehead die neue Materie-Auffassung beschreibt: Ein »musikalischer Ton [ist] in einem einzelnen Augenblick nichts, sondern er braucht ebenfalls seine gesamte Periode, um in Erscheinung zu treten« (Whitehead, 1988 [1925], S. 51). Wie ist eine Periode für geschlechtliches und sexuelles Tun zu definieren?

Die Erfindung der »Homosexualität« ist paradox vor dem Hintergrund des (natur-)wissenschaftlichen Erkenntnisstandes

Um die statische Verfestigung, die mit dem Begriff und dem Konzept »Homosexualität« verbunden ist, genauer analysieren zu können, schließen sich nun einige kurze historische Ausführungen zur Etablierung des Konzepts »Homosexualität« an (ausführlicher: Voß, 2013a). Es wird deutlich werden, wie im Rahmen des »Sichtbarmachens« bestimmter Handlungen als »Homosexualität« eine Abstraktion sexuellen Tuns auf einige wenige Akte einhergeht und sich die Möglichkeitsräume von Menschen verkleinern. Und es wird deutlich werden, wie »Homosexualität« so abstrahiert zu einer »Idee« gerinnt, die unabhängig vom konkreten sexuellen Akt in allen physischen, psychischen und sozialen Eigenschaften der Menschen gesucht wird.

»Homosexualität« im Kontext der Nach-Einstein'schen Wissenschaft

Während in den naturwissenschaftlichen Theorien der letzten Jahrhunderte alles in Richtung Bewegung und Prozess lief und diese Ent-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

wicklungen auch grundlegende Beschreibungen verschiedener Disziplinen der Biologie kennzeichneten, hat sich in Bezug auf Geschlecht und (Homo-)Sexualität eine geradezu schon gegenläufige Entwicklung vollzogen. Offenere Konzepte von Geschlecht und von geschlechtlich-sexuellen Handlungen wurden von statischen, auf einer festen, unausweichlichen und überdauernden Identität fußenden Konzepten abgelöst. Wird zwar auch bei der Entwicklung der Menschen – ihrem Lebensweg – per se von einem Prozess ausgegangen, so sind dennoch die Möglichkeitsräume eng und durch starre kategoriale und identitäre Setzungen begrenzt. Der »Homosexuelle« ist in der heutigen Auffassung immer »homosexuell«. Während wir (natur-)wissenschaftlich beim (vorläufigen modernen) Ergebnis ankamen, dass es für Wahrnehmungen immer Schwingungen, Perioden – also Bewegung und Handlung – braucht, wird diese Bewegung beim modernen »Homosexuellen« als unnötig angesehen. Er wird in der neuen Vorstellung, auch ohne dass er handelt, als »homosexuell« betrachtet, nur weil er sich so identifiziert bzw. identifiziert wird. Whitehead bezeichnet es als »unzutreffende[] Konkretheit« (Whitehead, 1988 [1925], S. 68), dass Menschen sich gern mit dem einfachen »Sehen« von Dingen begnügen und den Herstellungsprozess nicht in den Blick nehmen, und meint das Gleiche, was Hannah Arendt als »Wesen des Prozesses« beschrieb, »daß er selbst unsichtbar bleibt, daß sein Vorhandensein nur aus bestimmten Daten […] erschlossen werden kann« (Arendt, 2015 [1958], S. 378). Der tätige Mensch (in Gesellschaft) müsse demnach seine eigene Rolle wahrnehmen, um die Verfestigungen und Abstraktionen in den eigenen Beschreibungen reflektieren zu können.

Was an Erkenntnissen für die Physik gilt, die sich mit kleinen und kleinsten Prozessen befasst, muss auch und sogar in größerem Maß für die Biologie und für Sozial- und Gesellschaftswissenschaften gelten. Schon die »Biologie erforscht die größeren Organismen, während die Physik mit den kleineren zu tun hat. […] Die Organismen der Biologie enthalten die kleineren Organismen der Physik als Bestandteile« (Whitehead, 1988 [1925], S. 125) – die Biologie muss daher auch die von der Physik beschriebenen Prozesse mit im Blick haben. Und die Sozial- und Gesellschaftswissenschaften müssen die von der Physik und der Biologie beschriebenen Prozesse berücksichtigen, genau wie die Physik, wie in den vorangegangenen knappen naturwissenschaftlichen Ausführungen deut-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

lich wurde, auch die Einflüsse des tätigen, herstellenden Menschen – also unter anderem die Prozessbeschreibungen der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften sowie die Erfahrungen des Homo faber – zugrunde legen muss, um die eigenen Grundannahmen in den selbst dargelegten »Abstraktionen« und »Naturgesetzen« reflektieren zu können.

Da Forschung in klare Disziplinen unterteilt ist und das eigene methodische Instrumentarium in der Regel »tunnelblickartig« angewendet wird – und da schulische Bildung oft eher versucht, »Dinge« zu beschreiben als Prozesse zu erklären –, sind aktuell die Verschränkung der jeweiligen Erkenntnisse der wissenschaftlichen Disziplinen und ihre weite Verbreitung auch im populären Verständnis gehemmt.

Von der alten Konzeption geschlechtlicher, sexueller Handlungen zur neuen Sicht der »Homosexualität«

> »Was Menschen tun und wer sie sind, im Bett und anderswo, kann auf so viele Weisen gedacht und interpretiert werden, wie es Kulturen auf der Erde gibt. Homo, hetero, bi – diese und andere starre Zuschreibungen werden eines Tages ebenso von kulturellen Wandlungsprozessen verschlungen werden, wie sie daraus hervor gegangen sind.«
>
> *Susanne Billig, 2013*

Susanne Billig benennt hier klar den Kern der Sache: »Homosexualität«, »Heterosexualität«, »Bisexualität« sind historisch neue Erscheinungen. Sie kamen erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf, als man versuchte, Verhaltensweisen von Menschen eindeutig zu benennen und zu klassifizieren. Biologen und Mediziner (später Biolog_innen und Mediziner_innen) spielten dabei, neben den »Homosexuellen« selbst, eine zentrale Rolle und tun dies bis heute. Von Anfang an ging es nicht nur darum, bestimmte – gleichgeschlechtliche – Verhaltensweisen genauer zu beschreiben. Vielmehr war in den sexualwissenschaftlichen

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Auseinandersetzungen mit angelegt, Ursachen für diese Verhaltensweisen zu erkennen, um sie verändern und verhindern zu können. Seit dem Auftauchen der Klassifizierung von »Homosexualität« ging es also stets auch darum, homosexuelles Tun und Begehren *auszulöschen.*

Die Problematisierung von gleichgeschlechtlichen sexuellen Kontakten kommt in der europäischen Moderne jedoch nicht ganz neu auf. Bereits mit der Ausbreitung des Christentums wurde das sexuelle Tun der Menschen zur »sündigen« Handlung, die auf das unbedingt nötige Maß – den reproduktiven Verkehr – beschränkt werden sollte. »Lust« durfte dabei nicht empfunden werden. Geschah dies doch, so sollte sie in jeder Einzelheit bei der Beichte geschildert werden. Mit dem sich verbreitenden Kirchenrecht – also bedeutsam etwa ab dem 13. Jahrhundert – kommen auch sogenannte Sodomie-Paragraphen auf. Diese umfassten ein breites Spektrum von Handlungen: »Masturbation, Koitus mit Tieren, Schenkel- oder Analverkehr mit Personen beiderlei Geschlechts und seltener auch sexuelle Laster zwischen Frauen« (Klauda, 2008, S. 72). Als Sodomie konnten diese Handlungen massive Strafen nach sich ziehen. Es ist jedoch strittig, von welchem Zeitpunkt an diese Paragraphen tatsächlich eine nennenswerte Bedeutung hatten. *Massive* Verfolgungen von Menschen aufgrund von Sodomievorwürfen gab es auf jeden Fall *nicht (!)* im Mittelalter, sondern erst ab der frühen Neuzeit und insbesondere seit dem 17. Jahrhundert. Auf das Verhalten der Menschen hatten die Sodomie-Paragraphen indes keine Auswirkung. So erregten nahe, zärtliche und intime Beziehungen kaum Verdacht:

> »[Die] Figur des Sodomiten [fiel] in der christlichen Rhetorik so monströs aus, dass sie der Lebenswelt der Menschen ähnlich entrückt blieb wie Werwölfe und Hexen. Freunde konnten sich daher küssen, Zärtlichkeiten austauschen und einander zu ›Bettgenossen‹ machen, ohne damit auch nur den leisesten Verdacht auf sich zu lenken« (Klauda, 2008, S. 79).

Erst mit dem beginnenden 18. Jahrhundert änderte sich das grundlegend. Es entspannen sich nun heftige Debatten um Masturbation und es gründeten sich – zum Beispiel in London – Gesellschaften, die »dem Laster der Sodomie« den Kampf ansagten. Gezeigte Nähe unter Männern erregte nun Verdacht. Für Frauen galt dies weniger, da ihnen in den zeitgenössischen Diskursen weitgehend die Fähigkeit zu aktivem sexu-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

ellem Tun abgesprochen wurde. Mit der stärkeren Problematisierung »sodomitischer Handlungen« kamen seit Ende des 18. Jahrhunderts erste Diskussionen darüber auf, wie man gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen unter Männern medizinisch nachweisen könnte. Es wurde über bestimmte Anzeichen für vollzogenen Analverkehr am Anus des Penetrierten diskutiert. Doch erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurde schließlich »Homosexualität« als klare Identität gefasst und dabei in Abgrenzung zu »Freundschaft« konzipiert.

Noch um 1800 wurden Debatten um gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen hauptsächlich mit *juristischen und sozialen Argumenten* geführt, und im Zusammenhang mit der Französischen Revolution setzte sich in Frankreich, Luxemburg, den Niederlanden, in Bayern und den linksrheinischen deutschen Gebieten die *Straffreiheit* durch. In den folgenden Jahrzehnten änderte sich die Argumentationsweise radikal. Biologische und medizinische Theorien traten nun an die Stelle juristischer und sozialer Begründungen – und es etablierte sich seit den 1860er Jahren das Konzept »Homosexualität«.[3]

Die statische Konzeption von »Homosexualität«

Unter dem Begriff »Homosexualität« werden heute nur noch sehr begrenzte und weitgehend auf die Genitalien fokussierte Handlungen verstanden. Als »Homosexualität« werden genitale Akte gefasst – und von gleichgeschlechtlichen Nähebekundungen, wie sie sich in Freundschaften zeigen, losgelöst.

> »Sichtbar wird dies vor allem am Verschwinden romantischer Freundschaftskonzepte und der intimen Gesten, die jene begleiteten – wie etwa der Kuss, die Umarmung oder das Teilen von Tisch und Bett, die in einem männlichen Kontext nunmehr in wachsendem Maße als Ausdruck eines ›sodomitischen‹ Verlangens interpretiert wurden« (Klauda, 2008, S. 10).

3 Bei dieser Passage handelt es sich um eine überarbeitete Fassung des Aufsatzes *Die erfundene Homosexualität,* erschienen in: *Hugs and Kisses – tender to all gender* (Nr. 11, Okt. 2013).

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Neben der Abtrennung der (Homo-)Sexualität von Freundschaft, handelt es sich beim Konzept »Homosexualität« auch auf eine andere Weise um kategorial anderes Wissen als es mit der »alten Sicht« verbunden war (vgl. ebd., S. 10). Michel Foucault drückt dies präzise aus und unterscheidet die neue Perspektive von den vorherigen:

> »Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. Nichts von alledem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. Sie ist überall in ihm präsent, allen seinen Verhaltensweisen unterliegt sie als hinterhältiges und unbegrenzt wirksames Prinzip; schamlos steht sie ihm ins Gesicht und auf den Körper geschrieben, ein Geheimnis, das sich immerfort verrät. [...] Man darf nicht vergessen, daß die psychologische, psychiatrische und medizinische Kategorie der Homosexualität sich an dem Tage konstituiert hat, wo man sie [...] weniger nach einem Typ von sexuellen Beziehungen als nach einer bestimmten Qualität sexuellen Empfindens, einer bestimmten Weise der innerlichen Verkehrung des Männlichen und des Weiblichen charakterisiert hat. Als eine der Gestalten der Sexualität ist die Homosexualität aufgetaucht, als sie von der Praktik der Sodomie zu einer Art innerer Androgynie, einem Hermaphroditismus der Seele herabgedrückt worden ist. Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies« (Foucault, 1983 [1976], S. 58).

Aus der zutreffenden Beschreibung Foucaults wird deutlich, dass es nicht mehr um das konkrete Tun der Menschen geht, sondern dass »Homosexualität« in einer Weise in Erscheinung tritt, in der dieses Tun als unbedingt zur Persönlichkeit des entsprechenden Menschen gehörig angenommen wird. Es sei ein wahrscheinlich schon in der Kindheit vorhandenes oder durch »Abweichungen« von »normalen« Prozessen entstandenes Wesensmerkmal eines Menschen. Schließlich kommt »Homosexualität« in dieser neuen Sicht ganz ohne Handlungen aus. Das Wissen über dieses »Wesensmerkmal« und seine Entstehung entwickelten insbesondere die medizinischen, psychiatrischen und biologischen Wissenschaften.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Der Blick auf die Genese des Wissenskomplexes »Homosexualität« ist mit Foucault selbstverständlich nicht neu. Bereits Magnus Hirschfelds Buch *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* (1914) nimmt die erstmalige Erwähnung des Begriffs »Homosexualität« im Jahr 1869 als Ausgangspunkt, um »Homosexualität« biologisch, medizinisch und psychiatrisch als Wesensmerkmal darzustellen. Allerdings projiziert Hirschfeld sie dann in die Vergangenheit zurück und versucht, »Homosexuelle« auch in früheren Zeiten aufzufinden (ähnlich wie bei dem oben erwähnten archäologischen Fund: Auch dort werden aktuelle gesellschaftliche Sichtweisen unreflektiert auf frühere Zeiträume übertragen); und Hirschfeld universalisiert »Homosexualität« sogar weiter auf das Tierreich. Dabei verfolgt er eine eindeutige Intention: Hirschfeld möchte »Homosexualität« als »natürlich« und unabänderlich nachweisen und streitet auf diese Weise für die Aufhebung des Strafparagraphen 175, der sich gegen »beischlafähnliche«, gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen unter Männern richtet. Es ist »nicht zuletzt das Gesetz, das es Medizin und Psychiatrie erlaubt, ihre Wirkungen auszuüben, indem sie den Gutachtern und Gerichtsexperten die nötige Zahl von Delinquenten liefert, auf deren empirischer Basis die pathologische Diskursivierung der ›Homosexualität‹ schließlich beginnt« (Klauda, 2008, S. 13).

Neben den sich gegen gleichgeschlechtlichen Sex zwischen Männern richtenden Strafbestimmungen Preußens und des sich herausbildenden Deutschen Reiches sind es aber insbesondere die »Homosexuellen« selbst, die sich den wissenschaftlichen Disziplinen – insbesondere den biologischen und medizinischen – überantworten. Sie eröffnen den »modernen« wissenschaftlichen Diskurs und die biologische und medizinische Sicht (vgl. etwa die Arbeiten Karl Heinrich Ulrichs' und Magnus Hirschfelds), und sie liefern eine Zusammenschau der als deviant betrachteten sexuellen Erscheinungen. Im Nachweis der Unabänderlichkeit sexueller Eigenarten sehen Ulrichs und Hirschfeld die Chance, Strafbestimmungen gegen gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen abzuschaffen. Dabei ist Karl Heinrich Ulrichs der Erste, der »Homosexualität« als eine auf biologischen und medizinischen Grundlagen beruhende Persönlichkeitsstruktur beschreibt. Der 1825 geborene studierte Jurist Ulrichs musste 1854 seinen Justiz- und Verwaltungsdienst im Königreich Hannover quittieren, um einem Verfahren

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

wegen »unzüchtiger Wollust« zuvorzukommen (vgl. Sigusch, 2000). Ulrichs schreibt bezüglich »Homosexualität«:

> »Hie[r]mit glaube ich denn durch wissenschaftliche Gründe den Beweis geführt zu haben: Einer Klasse von männlich gebauten Individuen ist weibliche Geschlechtsliebe [...], [also] mannmännliche Liebe, angeboren, und zwar in demselben Maße angeboren, wie dem Dioning [im Sinne von: dem Heterosexuellen] Geschlechtsliebe zu Weibern und wie dem Weibe Geschlechtsliebe zu Männern angeboren ist« (Ulrichs, 1994 [1864], zit. nach: Voß, 2013a, S. 12; Anm. H. V.).

In seiner mehrbändigen Abhandlung *Forschungen über das Räthsel der mannmännlichen Liebe* folgt auf die sozial-juristische Auseinandersetzung der biologische Band, der für die weitere Argumentation zur gesellschaftlichen Situation der »Urninge« zentral bleibt. Der Philosoph, Mediziner und Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld, einer der Begründer des *Instituts für Sexualwissenschaft,* nahm vielfach auf Ulrichs Bezug und gilt als wichtiger Praktiker und Popularisierer zeitgenössischer sexualwissenschaftlicher Erkenntnisse. Auf naturwissenschaftlich-medizinischer Basis, die er mit sozialwissenschaftlichen, juristischen und historischen Perspektiven verschränkt, kategorisiert er geschlechtliche und sexuelle »Besonderheiten« und typisiert sie anhand als charakteristisch angesehener Merkmale. Im *Hirschfeldlied* (1908) von Otto Reutter wird das identifikatorische Vorgehen, das ganz offensichtlich noch nicht der Lebenswelt der Menschen entspricht, überzeichnet skizziert:

> *Das Hirschfeldlied* (Otto Reutter, 1908)
>
> Herr Dr. Magnus Hirschfeld ist ein Sachverständiger,
> ja dieser Herr ist in Berlin jetzt riesig populär.
> Der Hirschfeld hat, das geb ich zu, in manchen Punkten recht,
> jedoch mir scheint beinah, er glaubt, die ganze Welt sei schlecht.
> Er wittert überall Skandal.
> Er hält fast keinen für normal.
> Drum sieht man täglich in Berlin
> Herrn Hirschfeld durch die Straßen ziehn.
> Und jeder kriegt 'nen Schreck,

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

kommt Hirschfeld um die Eck!
Der Hirschfeld kommt!
Der Hirschfeld kommt!
Dann rücken alle aus.
Er holt aus allen Dingen sich noch was Verdecktes raus.
Der Hirschfeld sagt, selbst die Natur blamiert sich kolossal,
denkt an den letzten Sommer nur:
Auch der war nicht normal!
[…]
Ich hab mal früher nen Freund gehabt,
jetzt sehn wir uns fast nie.
Wir haben früher »Du« gesagt,
jetzt sagen wir wieder »Sie«.
Wir gingen als Freunde Hand in Hand,
das tun wir jetzt nicht mehr.
Nur kürzlich, an nem Regentag,
kam er mir in die Quer.
Er war verschnupft und sprach:
Ich such vergebens nach 'nem Taschentuch!
Ich sprach: Nimm meins! Du tust mir leid.
Nimms schnell, es wird die höchste Zeit.
In dem Moment, oh Schreck,
kommt Hirschfeld um die Eck.
Der Hirschfeld kommt!
Der Hirschfeld kommt!
Das Tuch schnell wieder her!
Denn so ein Taschentuch vom Freund,
das ist verdächtig sehr.
Das Taschentuch wird nicht benutzt,
laß loofen, 's ist egal,
wenn du dir jetzt die Neese putzt,
dann biste nicht normal!

Ulrichs und Hirschfeld sind in Bezug auf ihren Untersuchungsgegenstand dennoch reflektiert. Einerseits sind sie bei der Grenzziehung zwischen »Biologie« (als vermeintlicher »Natürlichkeit«) und Gesellschaftlichkeit nicht trennscharf – sie suchen noch nicht mit der

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

später in den biologischen und medizinischen Wissenschaften verbreiteten Vehemenz nach dem »alles erklärenden« Chromosomenbereich für »Homosexualität«, sondern haben zentral auch soziale Faktoren im Blick. Andererseits sehen sie keine Notwendigkeit dafür, Menschen auf ein klares Konzept einzuschränken, und schlagen deshalb auch keine entsprechenden Maßnahmen vor. Vielmehr geht es beiden darum, dass Menschen ihr Leben selbst bestimmen können. Bei einigen heutigen Beschreibungen, die zum Teil auch von »homosexuellen« Männern stammen, ist das anders. So thematisieren der Genetiker Dean Hamer (geb. 1951) und der Neurobiologe Simon LeVay (geb. 1943), der sich selbst als schwul bezeichnet, nicht die Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Identitäten auf der Grundlage des aktuellen wissenschaftlichen Standes zu »Homosexualität« als gesellschaftlich-biologischem Konstrukt. Stattdessen liefern sie auf genetischer (Hamer) bzw. neurobiologischer (LeVay) Ebene Theorien grundlegend angeborener und durch das Individuum nicht beeinflussbarer »Homosexualität«. Verschiedenheit und dass und wie Menschen auch oder sogar in gleichem Maße gleich- und andersgeschlechtliche sexuelle Erfahrungen machen können, die sich möglicherweise auch nicht nur im genitalen Akt erschöpfen, wird hier nicht (mehr) thematisiert. Auch zeigt sich bei Hamer und LeVay – und in der biologisch-medizinischen Theorieentwicklung über »Homosexualität« seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis heute – nicht die bei Ulrichs und Hirschfeld unbedingte Orientierung auf den jeweiligen Menschen. Vielmehr werden selbst von Hamer und LeVay – auch wenn sie sich von diesen Anwendungen distanzieren – offen Fantasien verhandelt und im Diskurs gehalten, mit den Forschungen über »Homosexualität« und dem Beschreiben für sie »verantwortlicher« Gewebe und molekularbiologischer Strukturen, Interventionen zur Auslöschung des Verhaltens entwickeln zu können (vgl. Hamer, 1994, S. 214–219; LeVay, 1996, S. 255–271; auch Weiß, 2004, S. 49f., 54ff.; Voß, 2013a, S. 50f., 61f.).

Die Methoden des Sehens und Homosexualität I

Unter gleichgeschlechtlichem Sex muss je nach der den Betrachtenden zugrunde liegenden Sicht etwas Unterschiedliches verstanden werden.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Es ist bedeutsam, um welche Kennzeichen und Handlungen es geht – etwa um Küsse, Umarmungen, Reizungen von Haut- und Körperpartien, Schenkel- oder genital-penetrierenden Verkehr, verbale Artikulation zum Beispiel in Chats, Gruppenrituale in Peergroups, im Sport und im Militär etc. Es macht auch einen Unterschied, ob gleichgeschlechtlicher Sex moralisch und juristisch als soziales Verhalten gesehen wird, das gelebt (und möglicherweise restriktiv behandelt) wird – oder ob er als Phänomen gilt, das als »natürlich« qualifiziert in anfärbbaren Strukturen von Zellen und in Gehirnbereichen verortet und in diesen gelesen wird und dabei per se erst einmal nichts mit einer sexuellen Handlung zu tun hat.

Neben den Begriffen und technischen Apparaturen, die den verschiedenen Sichtweisen zugrunde liegen, sind konkrete Abstraktionen erforderlich – wir denken an die Ausführungen bei Whitehead –, um überhaupt »Sex« zu definieren und ihn von anderen Eigenschaften (und zwischenmenschlichen Umgangsweisen, etwa freundschaftlichen) abzulösen; mit der Einordnung als »gleich-« oder »andersgeschlechtlich« geht eine weitere bedeutsame Abstraktionsleistung voraus, mit der entlang der Gruppenzugehörigkeit von Menschen die Identität (hier im mathematischen Sinn als: *Übereinstimmung)* oder Differenz *(keine Übereinstimmung)* festgestellt wird. »Gleich« und »anders« sagen dabei im Übrigen noch nichts darüber aus, wie viele Möglichkeiten der Eingruppierung sich hinter der Kategorie »anders« verbergen.

Die »Homosexualitäts«-Studien bauten auf den neuzeitlichen wissenschaftlichen Methoden und Sichtweisen auf. Seit der Wende zum 14. Jahrhundert kam dem Sehen in neuer Form Bedeutung zu. Mit der Methode der Sektion menschlicher Leichen konnten neue Erkenntnisse gewonnen werden. Allerdings zielte die Sektion zunächst darauf, die alten und vorliegenden Texte zu bestätigen. Erst mit Andreas Vesalius (1514–1564) – er gilt als Begründer der modernen Anatomie – bekam Sektion eine Bedeutung im Sinne eines prüfenden und korrigierenden Blicks, um die »Wahrheit« aufzufinden. Die Mikroskopie des 17. Jahrhunderts ermöglichte ebenfalls »neues Sehen«, auch im Hinblick auf Zeugung und die zugrunde liegenden Zeugungsstoffe. Bekannt sind hier die Darstellungen kleiner »Samentierchen«, die Antoni van Leeuwenhoek (1632–1723) beim Blick durchs Mi-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

kroskop im männlichen Samen sah. Bei den »Samentierchen« – der Begriff liegt dem heutigen »Spermatozoon« zugrunde – erkannte er, dass in ihnen bereits kleine, vollständig ausgebildete Organismen in Miniatur vorhanden waren; sie sollten in der Embryonalentwicklung und nach der Geburt lediglich noch an Größe zunehmen (vgl. Voß, 2011, S. 79–82). Seit dem 17. und insbesondere im ausgehenden 18. Jahrhundert wurden Keimdrüsen als geschlechtlich different beschrieben und in Vorstellungen von (geschlechtlichen) Entwicklungsprozessen eingebunden; hinzu kamen im 19. Jahrhundert zunehmend Gehirn- und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Zell- und moderne Evolutionstheorien. Ende des gleichen Jahrhunderts folgten Chromosomentheorien.

Bedeutsam sind diese Theorien für die Herausbildung eines *modernen Blickes,* sowohl in der Wissenschaft als auch in der Populärsicht, dem nun eine ganz besondere und »Wahrheit« aussagende Bedeutung zugeschrieben wird. Andrea Mubi Brighenti charakterisiert den modernen Blick mit Bezug auf kritische Arbeiten von Sander Gilman (geb. 1944) und Susan Sontag (1933–2004) plastisch:

> »Die medizinische Theorie und Praxis, ebenso wie die Verbreitung von medizinischem Wissen in der populären Kultur, errichten ein visuelles normatives Modell, basierend auf dem Gegensatz von Gesundheit und Krankheit, von Schönheit und Hässlichkeit, das in einem Versuch, die Angst vor Krankheit zu kontrollieren, strategisch eingesetzt werden könnte. Im gleichen Sinn hatte Foucault [in seiner *Archäologie des Wissens* (1969)] einen Sichtbarkeits-Mechanismus am Ursprung dessen ausgemacht, was er den *regard médicale* nannte. Der medizinische Blick wurde von Foucault nicht als ein persönlicher, sondern als ein unpersönlicher, disziplinärer Blick verstanden. Die moderne Medizin gründet hauptsächlich im ›Triumph der Sicht‹, der in der Autopsie – wörtlich: ›mit eigenen Augen sehen‹ – einer Leiche erreicht wird. Der individuelle lebendige Körper präsentiert sich im Gegensatz dazu als unsichtbar, gleichermaßen aufgrund seiner organischen Tiefe, von deren Undurchdringlichkeit für die Sicht, wie aufgrund der komplizierten Verwicklungen der Symptome, die er aufzeigt. Entsprechend wurde es die Aufgabe der modernen Medizin, das Unsichtbare zurück in die Sichtbarkeit zu bringen« (Brighenti, 2007, S. 327).

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:16
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Spielten Abbildungen zwar auch vor dem Kupferstich und der Fotografie in der abendländischen Tradition eine größere Rolle, um Aufgeschriebenes und Erzähltes zu verdeutlichen und auch »ungebildeten« Schichten zugänglich zu machen (vgl. etwa die Bedeutung der Kirchenfenster-Gestaltung, vgl. Reiche, 2014, S. 215), so erhoben die Darstellungen nicht den Anspruch auf Korrektheit und Wahrheit. Barbara Duden (geb. 1942) hat sich ausführlich mit der Frage befasst, wie die moderne »wissenschaftliche Tatsache ›Frau‹ [...] hergestellt und popularisiert wurde« (Duden, 1991, S. 18). Sie führt aus: »Das Bild war primär *illuminatio,* nicht *illustratio*. Der Text wurde bebildert, um die Schau zu unterstützen, nicht um ein Abbild der beschriebenen Sache zu verdeutlichen« (ebd., S. 43; Hervorh. i. O.). Mit dem neuzeitlichen Blick ist dies anders und kommt dem Bild ein Wahrheit bestätigender Charakter zu. Besonders plastisch macht das Leonardo da Vinci (1452–1519) deutlich:

> »In einer Eintragung auf einem Blatt mit einer braunen Tuschezeichnung notiert Leonardo, es sei für die Anatomie wesentlich, durch das Zeichnen von verschiedenen Seiten ein ›volles und wahres Wissen‹ zu vermitteln. Die verbale Beschreibung in der Anatomie sei zeitraubend und verwirrend. Denn Worte müßten ja erst in Phantasiebilder umgesetzt werden, wohingegen die Zeichnung einen direkten Eindruck verschafft« (ebd., S. 45).

Präziser hätte der Wandel kaum zu Papier gebracht werden können: Das gezeichnete (oder später fotografierte bzw. elektromagnetisch erzeugte) Bild erscheint nun im Sinne eines »wahren Abbilds«, das die Schwächen menschlicher Verballeistung umgehe. Gleichzeitig wird die eigene Herstellungsleistung des Homo faber, in der im Übrigen Sprache zentral ist, vernachlässigt.

Zur Verdeutlichung dieses Punktes: Im historischen Vergleich ist es interessant, sich mit den Selbstbeschreibungen von Menschen zu befassen. Bevor wir auch hier zu gleichgeschlechtlichem Sex übergehen, lohnt es sich auch bei dieser Frage, sich mit feministischen Diskussionen zur Thematik zu befassen. Mit Blick auf den Besuch von Frauen bei Ärzten (Ärzt_innen) hat Barbara Duden hierfür bemerkenswerte Einblicke erarbeitet, indem sie sich einerseits mit historischen (18. Jahr-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

hundert) Klagen von Frauen etwa über ihre »Hitzewallungen« befasst hat – und andererseits der historischen die aktuelle Körpersicht von (und auf) Frauen gegenüberstellt. Wie kommt es dazu, dass sich Frauen heute mit den aktuellen Messmethoden adäquat dargestellt fühlen? Wie lernen sie (»wir«) mit Ärzt_innen, etwa Röntgen- und Ultraschalldarstellungen als »wahrheitsgetreue Abbildungen« von sich (und »uns«) selbst zu lesen? Und wie entsteht so eine Perspektive, die auf »Vorsorge« orientiert, anstatt wie historisch etwa im 18. Jahrhundert auf konkrete Leiden und Klagen, wie sie in Begrifflichkeiten wie »Hitzewallungen« deutlich werden? Empfohlen seien zu diesen Fragen die Bücher Barbara Dudens (vgl. Duden, 1987; Duden, 1991; Duden, 2002).

In den feministischen Debatten relevant ist auch die Perspektive auf Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch. Bereits im Anschluss an die mikroskopischen Studien von Antoni van Leeuwenhoek kommt es zu moralischen Warnungen vor Masturbation von Jungen und Männern: Es würde durch männliche Selbstbefriedigung Samen »verschleudert« und damit gar »vorhandenes Leben« ausgelöscht werden (vgl. Laqueur, 2008 [2004]). Hier kommt der zeichnerischen Darstellung von Miniaturen im Samen moralische Bedeutung zu. Der Anteil der Frauen an der Zeugung und der Vererbung wurde mit dieser Sicht als gering eingeordnet und auf das Tragen, Ernähren und Gebären des Embryos eingeschränkt. In gewisser Weise ähnliche und moralisch aufgeladene Bedeutung haben bildliche Darstellungen auch heute, um Frauen Gewissheiten über den Embryo in einer Schwangerschaft zu verschaffen. Einerseits werden Ultraschall-Darstellungen (und andere experimentelle Untersuchungen und bildliche Wiedergaben, wie die zum Chromosomenbestand) von den Frauen selbst so interpretiert (und oft lernen sie die Deutung), dass sie damit bereits »Leben« sehen würden (vgl. Duden, 1991, S. 38f.; Sänger, 2011, S. 130f.). Andererseits werden die Darstellungen im Sinne der Sichtbarmachung von Wahrheit gelesen, obwohl diese Bilder »auf der Grundlage von Berechnungen und Messungen erzeugt« (Sänger, 2011, S. 127) werden: »Wissenschaftliche und medizinische Bilder sind Ergebnisse von Bildverfahren, die auf der Verarbeitung von Daten durch mathematische Algorithmen beruhen. Es handelt sich um mathematische Graphen, die keinen Verweis mehr auf einen externen Referenten erlauben« (ebd.). Dieser Herstellungsprozess der Bilder und des Wissens über den Embryo

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

und den Körper wird gesellschaftlich wie wissenschaftlich selten reflektiert. Hingegen wird auch mit Blick auf Schwangerschaft(sabbruch) deutlich, wie Bilder in einem Sinne, »Wahrheit« zu belegen, in populärer Debatte relevant sind: Gerade von sogenannten Lebensschützer_innen werden sie genutzt, um die Entscheidungsfindung von Schwangeren so zu beeinflussen, dass sie ein schlechtes Gewissen haben sollen, wenn sie einen Abbruch der Schwangerschaft beauftragen. Gleichzeitig wird über Bilder – und verbal angesprochene »Bilder in den Köpfen«, etwa »vom Leben« – die gesellschaftliche Meinung in Bezug auf Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch beeinflusst (Sänger, 2011, S. 125; vgl. Busch & Hahn, 2015; Krolzik-Matthei, 2015).

Aber wie »sieht« man »Homosexualität«? Einerseits im konkreten gesellschaftlichen Umgang, andererseits in der wissenschaftlichen Experimentalanordnung? »Homosexualität« ist eben nicht auf den ersten Blick »sichtbar«, anders als es etwa im alltäglichen Umgang mit Geschlecht der Fall ist, wo wir jeweils meinen, sicher zu sein, das Geschlecht eines Menschen erkennen zu können. Bei »Homosexualität« ist dies anders. Der erste – gesellschaftliche oder wissenschaftliche – Blick auf die Person sagt nicht, ob es sich um einen »Homosexuellen« handelt. Entsprechend wird im gesellschaftlichen Umgang »Homosexualität« über unterschiedliche Zugänge erschlossen: 1) Ein konkreter genitaler Akt wurde beobachtet, berichtet und/oder entsprechend juristisch festgestellt; 2) Menschen haben, etwa aus moralischen Beweggründen, selbst medizinische und soziale oder direkt Sexualberatung aufgesucht; 3) bestimmte Handlungen im Alltag werden als »verdächtig« »homosexuell« gelesen. In der Moderne kommt dieses Sehen, wie bereits mit Verweisen auf Michel Foucault geschildert, erst nach und nach auf; einige Handlungen werden zu »verdächtigen«, und es entsteht ein Bild des »Homosexuellen«. So ist etwa historisch neu, dass zwei händchenhaltende Männer heute in der Bundesrepublik klar als »verliebt«, als »homosexuell« gelesen werden, wohingegen eine Gruppe von Männern nach Mannschaftssport gemeinsam nackt unter der Dusche stehen kann, ohne als »homosexuell« zu gelten. Noch um 1900 war es auch im Deutschen Reich nicht ungewöhnlich, dass enge Freunde Hand in Hand miteinander gingen; daraus wurde gesellschaftlich nicht auf ein sexuelles Tun miteinander geschlossen. Auch die Grenzen des »Sexuellen« waren also noch nicht so eindeutig ge-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

steckt. Kommen wir also zum Punkt, wie die Gesellschaft gelernt hat, »Homosexuelles« zu sehen und zu lesen.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts orientierte sich die Gerichtsmedizin zum Nachweis des mannmännlichen sexuellen Aktes »wider die Natur« (verhandelt unter dem Schlagwort: Päderastie) an Paolo Zacchias' (1584–1659) Abhandlung *Quaestiones medico-legales* (Rom/Amsterdam, 1621–1635). Dieser Indizienkatalog war die wichtige entsprechende Handreichung, auf die sich Gerichtsmediziner stützen konnten. Zentral war anal-penetrierender Verkehr. Insbesondere der Anus des passiven Partners sollte untersucht werden. Der Gerichtsmediziner Johann Ludwig Casper (1796–1864) entwickelte das Verfahren fort. Auch ihm galt die Untersuchung des Anus als folgerichtig: »Die Mechanik des Aktes und seine angeblichen Spuren – Risse, Entzündungen, Dehnungen des Afters, Beseitigung der natürlichen Falten des Afters um den Anus, Feigwarzen, Wucherungen, Juckreiz – sollten die Tat bezeugen« (Müller, 1993b, S. 29). Allerdings kritisierte Casper seine Vorgänger scharf und versuchte durch eigene »Naturbeobachtung« die »wahren Tatsachen« ans Licht zu bringen. Bezüglich der Untersuchung des Anus galten ihm nur noch »zwei diagnostische Zeichen« als sicher: »die ›dutenförmige Einsenkung der nates nach dem After zu‹ und die ›faltenlose Beschaffenheit der Haut in der Umgegend des anus‹« (Casper, 1852, S. 78; zit. nach Müller, 1993b, S. 29). Casper vermutete 1852, dass das Verhalten, sich penetrieren zu lassen, bei einer kleinen Zahl Männer angeboren sei. Gleichzeitig hielt er das Untersuchungsverfahren nicht für ausreichend, um tatsächlich die ganzen mannmännlichen Akte »wider die Natur« nachweisen zu können. Er vermutete, »dass diese ekelhaften Vermischungen von Mann mit Mann gar nicht in allen Fällen so rein mechanisch geschehen, dass vielmehr die Afteröffnung nicht selten dabei ganz unbetheiligt bleiben dürfte, und dass bei nicht wenigen die unerklärliche geschlechtliche Verirrung sich in den Gränzen eines gewissen Platonismus erhält« (Casper, 1852, S. 76; zit. nach Müller, 1993b, S. 30). Diese Sichtweise wurde von dem Pariser Gerichtsmediziner Ambroise Tardieu (1818–1879) scharf kritisiert, der auf Basis der Untersuchung von 200 Ani an den Prinzipien der bisherigen Untersuchung festhielt.

Stützte Casper seine Beschreibung auf die Begutachtung von elf Personen, so veröffentlichte er 1863 in seinen *Klinischen Novellen* ein

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

von einem »Homosexuellen« verfasstes »Selbstbekenntnis«, aus dem deutlich wurde, dass Männer, die Sex mit Männern suchten, einander finden würden, es also einen spezifischen Blick gebe, mit dem sich Gleichgesinnte erkennen würden: »Wir finden uns gleich« (Müller, 1993b, S. 30). Dieses Selbstzeugnis »stand am Beginn der zahlreichen autobiographischen Bekenntnisse, die ab 1870 in der Sexualpathologie veröffentlicht wurden« (ebd.). Auch bezogen auf die Penetrierenden suchten die Fachleute nach Indizien. Hierfür wurden von einem Autor in den 1820er Jahren Anzeichen in einer »dünnen und nicht zu langen Ruthe« (Müller, 1993a, S. 14) vermutet, Kennzeichen die allerdings von den Fachkollegen als noch »unsicherer« als die Analuntersuchung wahrgenommen wurden.

Sowohl Zacchias als auch Casper versuchen, sich ein Bild vom den Anus des Mannes penetrierenden Akt zu machen. Casper geht weiter und vermutet weit mehr zu betrachtende Akte, die nicht »so rein mechanisch« verliefen. Beide orientieren darauf, dass nur ihr eigenes Sehen und die direkte experimentelle Untersuchung einen Schluss zulassen würden. Sie sind beide aus der »angewandten Wissenschaft« Gerichtsmedizin und haben entsprechend den fachlichen Auftrag, Hinweise auf konkrete Handlungen zu finden, um einen strafrechtlichen Vorwurf zu prüfen. Gleichzeitig sehen sie sich Unwägbarkeiten ausgesetzt, weil ihre »Klienten« jeweils ihre Unschuld beteuern werden. Verlässliche Personen zur Untersuchung zu gewinnen wäre erst dadurch möglich, dass Menschen selbst zu ihrem Tun stehen – und ihre Ani als sichere Bezugsgröße für Studienzwecke zugänglich werden. Entsprechend kommt Selbstbekenntnissen und kataloghaften Kasuistiken wichtige Bedeutung zu. Eine solche Fallsammlung stammt von Franciszek Ludwik von Neugebauer (1856–1914) in Bezug auf »Hermaphroditismus« (Neugebauer, 1908). Magnus Hirschfeld liefert sie mit seinen Arbeiten auch für »Homosexualität«.

Auch wirkt das Selbstbekenntnis, dass sich die »echten« Homosexuellen »gleich erkennen« würden, der Verführungsthese entgegen, mit der gesellschaftlich die »Gefahr« beschrieben wurde, dass Jugendliche zu »Homosexualität« verleitet werden könnten. Wenn sich die »Homosexuellen« gegenseitig erkennen, dann liegt der Schluss nahe, dass der »homosexuelle Mann« den »homosexuellen Mann« begehre – und nicht etwa Männer ungeachtet ihrer sexuellen Orientierung.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Hirschfeld schließt in *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* an Caspers Arbeit an, gerade in Bezug auf den Punkt, dass »homosexuelles« Verhalten nicht allein aus der Anusuntersuchung geschlossen werden könne, sondern dass neben dem penetrierenden Analverkehr weitere Handlungen im Blick sein müssten. Nach Hirschfelds Erfahrung hielten sich einige »Homosexuelle« nicht für »Homosexuelle«, weil sie meinten, dass sich der Begriff »nur auf den analen Akt« (Hirschfeld, 1914, S. 12) beziehe, den sie selbst ablehnten. Hirschfeld geht weiter und verfolgt die Auffassung, dass aus einer gleichgeschlechtlichen sexuellen Handlung nicht auf vorliegende »Homosexualität« geschlossen werden könne – und schlägt des Weiteren eine ausführliche Diagnose vor, die die gesamte Persönlichkeit des Menschen und seine Lebensereignisse und -erfahrungen seit der Kindheit umfasst (für seinen Fragebogen vgl. Hirschfeld, 1914, S. 240–262[4]):

> »Der Nachweis einer homosexuellen Handlung spricht ebensowenig mit Sicherheit für das Vorhandensein echter Homosexualität, wie die Ausübung eines heterosexuellen Aktes seitens einer Frau oder eines Mannes mit Bestimmtheit dagegen spricht. Das, worauf es bei der Diagnose ankommt, ist die auf dasselbe Geschlecht gerichtete ›konträre Sexualempfindung‹« (Hirschfeld, 1914, S. 41),

also das (»angeborene«) Begehren eines Menschen zum gleichen Geschlecht (sofern dieses Begehren auf beide Geschlechter ziele, spreche man von »Bisexualität« [ebd., S. 42]). »Homosexualität« wird also für den biologischen, medizinischen und soziologischen Zugang so konzipiert, dass sie ohne jegliche gleichgeschlechtliche sexuelle Handlung

4 Hirschfelds Beschreibungen und umfassende Darstellungen basieren auf seinen eigenen Untersuchungen und einem eigens entwickelten Fragebogen, mit dem Hirschfeld in mehr als 100, möglichst ausführlich zu beantwortenden, Fragen Angaben der Ratsuchenden über den familiären Hintergrund, die Lebensgeschichte und besondere, unter anderem erbliche, Merkmale erhebt. Wenn auch eingebunden in einen medizinischen Prozess, treten hier die Selbstbeschreibungen der Ratsuchenden hervor. Aus ihnen schöpft Hirschfeld für seine Systematisierungen im »Zwischenstufenkonzept«. Der Fragebogen ist (auch online) in exemplarisch beantworteter Form nachlesbar (vgl. Hirschfeld, 1914, S. 240–262).

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

auskommen kann.[5] Die Persönlichkeit des Menschen sei entscheidend; hingegen werden gleichgeschlechtliche sexuelle Akte wie sie etwa unter Jugendlichen stattfinden, wird der gleichgeschlechtliche Sex sich als »heterosexuell« bezeichnender männlicher Prostituierter, wird punktueller gleichgeschlechtlicher Sex erwachsener Männer etc. aus der Definition ausgeschlossen (vgl. Hirschfeld, 1914, S. 32f.). Juristisch (und moralisch) wurde gleichwohl weiterhin der sexuelle Akt problematisiert – aber auch hier hielt die biologisch-medizinische und soziologische Perspektive Einzug, indem Fragen der möglichen Wiederholung gleichgeschlechtlicher sexueller Handlungen in der Strafzumessung (und der moralischen Bewertung, etwa »Entschuldigung« Jugendlicher) berücksichtigt wurden und entsprechend ein Persönlichkeitsprofil des »Täters« erstellt wurde. Dafür benötigt man das Bild und die Eckdaten des typischen »Homosexuellen«.

Plastisch tritt das Bild des »Homosexuellen« vor Augen, wenn man den Bildband zu Hirschfelds *Geschlechtskunde* (Hirschfeld, 1926–1930, Bd. 4) durchsieht. Hirschfeld liefert dort eine Systematisierung geschlechtlicher und sexueller »Zwischenstufen« (im Sinne von »Geschlechtermischungen« und »Geschlechtsübergängen«). »Homosexualität« sah er als eine den Geschlechtstrieb betreffende »Zwischenstufe«. Auch zuvor, bereits um 1900, sind die Publikationen Hirschfelds von zahlreichen bildlichen Darstellungen – und einer sehr bildhaften Sprache – geprägt; und im *Institut für Sexualwissenschaft* gab eine »Zwischenstufenwand« einen visuellen Überblick über die geschlechtlichen »Zwischenstufen« (Magnus Hirschfeld Gesellschaft, 2015; vgl. Peters, 2009, 191). Kathrin Peters hat in ihrer Studie *Rätselbilder des Geschlechts* aus umfassenden Bildanalysen mit Blick auf Geschlecht und Sexualität herausgearbeitet, dass Abbildungen von Hirschfeld in einer neuen und für die Sexualwissenschaft (bis dahin) einzigartigen Dimension eingesetzt wurden. Es handele sich um einen »einmalig dastehende[n] Einsatz fotografischer Bilder« (Peters, 2009, S. 164); Hirschfeld arbeite

5 Diese Aussage ist hier möglich (im Folgenden ausführlicher), weil Hirschfeld den sexualwissenschaftlichen Diskurs zu »Homosexualität« bedeutend prägte – in biologischer, medizinischer und soziologischer Dimension. Der Wissenschaftler Simon LeVay etwa bezieht sich zentral auf Hirschfeld, um sich in eine Reihe von Forschungen zu stellen, die »Homosexualität« als »natürlich« ausweisen wolle (vgl. LeVay, 1996, S. 11–40; auch Weiß, 2004, S. 49f.).

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

»einem Sichtbarkeitspostulat zu, das sich im Gebrauch von Fotografien niederschlägt, wie es zugleich von diesen gestützt und aufrechterhalten wird« (ebd.). Obwohl Hirschfeld einräume, »dass das ›anatomische Substrat‹ des ›Geschlechtstriebs […] bisher noch nicht ermittelt‹ sei« (ebd., S. 163), gehe er davon aus, dass »Homosexuelle« als »drittes Geschlecht« »schon ›bei der Geburt ebenso leicht zu erkennen wären wie die beiden anderen Geschlechter‹« (ebd.). Auch komme er zu weiteren sichtbaren Merkmalen, die »Homosexuelle« kennzeichneten: »Zweifellos ist die Hautfarbe urnischer Männer in sehr vielen Fällen auffallend weiss, rosig und zart« (Hirschfeld zit. nach Peters, 2009, S. 164). An anderer Stelle kann man bei Hirschfeld lesen: »Diese [feminin tänzelnde] Gangart Homosexueller ist so charakteristisch, daß ich oft von meinem Sprechzimmer aus an der Art des Auftretens erkannte, wenn ein Urning in mein Wartezimmer kam« (Hirschfeld, 1914, S. 153). Und er kennzeichnete auch zahlreiche weitere Merkmale als »homosexuell«, etwa sei »die Neigung, in Fistelstimme zu sprechen oder zu singen, bei den Urningen weit verbreitet. […] Ihr entspricht bei homosexuellen Frauen die Neigung, die Stimme zu vertiefen« (ebd., S. 134).

Zur Visualisierung nutzt Hirschfeld Reihen von Bildern, die gerade durch die Anordnung »Zwischenstufen« plausibel machen. Möchte Hirschfeld auf diese Weise »Naturerscheinungen« hervorheben und sichtbar machen, so wird sein Vorgehen von einigen Zeitgenossen kritisiert und als Maskerade tituliert (vgl. Peters, 2009, S. 171–176). Peters:

> »[E]s ist eine Krux mit dem Sehen. Man kann ›Naturerscheinungen‹ nicht einfach hervorheben: Jede Hervorhebung basiert auf medialen Verfahren und muss sich in kulturelle Sichtbarkeiten einpassen. Was zu sehen ist, muss sich zudem erst in einem Kollektiv durchsetzen, es steht nicht unmittelbar vor Augen« (ebd., S. 174).

Die Gesellschaft zu lehren, »Zwischenstufen« zu »sehen« und sie als naturhafte Variationen anzuerkennen, so lässt sich möglicherweise Hirschfelds wissenschaftliche und politisch-gesellschaftliche Arbeit zusammenfassen. Gleichzeitig wird auf diese Weise eine umfassende Klassifizierung und Systematisierung in Bezug auf geschlechtliche und sexuelle Merkmale geleistet – und werden »Zwischenstufen« über-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

haupt erst als solche »erkannt«, wie zugespitzt im Hirschfeld-Lied hervortrat. In der Folge kann sich allerdings nicht Hirschfelds wertschätzender Umgang mit Varietäten durchsetzen, sondern erhalten diejenigen gesellschaftlich und wissenschaftlich die Oberhand, die entlang der Klassifizierungen und Systematisierungen auf eine Auslöschung von »Zwischenstufen« und also auch von »Homosexualität« hinarbeiten. Selbst Hirschfeld hatte Behandlungen von »Homosexuellen« mit im Blick – und befürwortete sie, sofern die »Betroffenen« sie selbst wünschten. Eine solche Möglichkeit sah Hirschfeld zeitweise in der Transplantation von Keimdrüsen (Einpflanzung von Hoden eines »heterosexuellen« Mannes bei einem »homosexuellen« Ratsuchenden), allerdings verwarf er diese Möglichkeit der »Behandlung«, nachdem sie sich als unwirksam herausgestellt hatte (vgl. Hirschfeld, 1926–1930, Bd. 1, S. 620; vgl. Schoppmann, 1991, S. 122).

Die weitere Forschung wandte sich dem Hirschfeld noch unklaren »anatomischen Substrat« als Ursache und Begründung des nun starren Konzeptes Homosexualität zu. Hierauf zielt der folgende Überblick.

Keimdrüsen als verantwortliche Organe für »Homosexualität«: Bereits seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert waren Keimdrüsen als geschlechtlich »weiblich« oder »männlich« charakterisiert worden. Sie wurden ab diesem Zeitpunkt different benannt – als »männliche Hoden« und »weibliche Hoden«, wobei für die Letzteren zunehmend der Begriff »Eierstöcke« Anwendung fand. Auf die Keimdrüsen wurde nun die gesamte geschlechtliche »Natur« des Menschen zurückgeführt. Sie sollten sowohl für physische und psychische Merkmale verantwortlich sein als auch für Charaktereigenschaften und die gesellschaftliche Position der Geschlechter. Gerade auch auf Basis der Keimdrüsen wurde die zurückgesetzte Position der Frauen in der Gesellschaft als »natürlich« erklärt und etwa deren Ausschluss aus den sich begründenden modernen (biologisch-medizinischen) Wissenschaften gerechtfertigt (vgl. Voß, 2010, S. 200–209). In den Betrachtungen galten die Keimdrüsen – zunehmend im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts – auch als bedeutsam für den »Geschlechtstrieb« und seine Richtung, auf Frauen oder auf Männer. Nur so ergeben etwa die Experimente zur Hodentransplantation Sinn, die auch Hirschfeld kannte. Solche Experimente kamen seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf und wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch bei

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

»homosexuellen« Männern angewandt. Ab den 1920er Jahren fanden auch die ersten »Behandlungen« – in Anführungszeichen, weil sie oft zum Tod führten – transgeschlechtlicher Menschen statt (vgl. ebd.; sowie sehr eindrücklich zu einer ersten solchen Transplantation: Hoyer, 1954 [1932]).

Anfang und Mitte der 1930er Jahre war auch für die bezüglich dieser Eingriffe engagierten Wissenschaftler klar, dass über die Transplantation von Hodengewebe (oder Eierstockgewebe, auch hierfür gab es Experimente) eine »Umstimmung« der sexuellen Orientierung von »homo-« auf »heterosexuell« nicht gelingen könnte (so etwa Magnus Hirschfeld und Eugen Steinach [1861–1944]; vgl. Hirschfeld, 1926–1930, Bd. 1, S. 620; Schoppmann, 1991, S. 122; Mildenberger, 2002, S. 101f.). In der Nazi-Zeit wurden aber solche »Experimente« fortgesetzt, nun abseits jeder Freiwilligkeit, als Menschenexperimente in Konzentrationslagern. Auch an »Homosexuellen« – der Umgang des Nazi-Regimes mit ihnen war widersprüchlich[6] – fanden also Menschenexperimente statt. So experimentierte der SS-Arzt Carl Peter Jensen (auch bekannt als Carl Værnet, 1893–1965) mit einer »künstlichen Keimdrüse« an Menschen. Er verfolgte das Ziel, »Homosexualität« »zu kurieren« (vgl. Voß, 2013a, S. 28f.). In der BRD der 1960er und 1970er Jahre wurde diese Tradition zumindest punktuell fortgesetzt: So wurde Strafgefangenen – nach §175 Verurteilten – die Entlassung aus der Haft in Aussicht gestellt, wenn sie sich einer Kastration unterziehen würden. Die Hoden galten da aber kaum noch als kennzeichnend für »Homosexualität«, sondern als bedeutsam für die »Stärke« des Geschlechtstriebs. Hingegen wurde die Wirkung der Keimdrüsen auf Hormone verlagert. Von den Keimdrüsen ausgeschüttete oder mütterlich während der Schwangerschaft auf den Embryo einwirkende Hormone sollten eine begrenzte Region des Gehirns betreffen – und »verweiblichen« (bei »heterosexuellen« Frauen und »homosexuellen« Männern) oder »vermännlichen« (bei »homosexuellen« Frauen und bei »heterosexuellen« Männern) (vgl. ebd., S. 32–39).

Gehirnuntersuchungen: Für die auf das Gehirn orientierten Theorien waren die Forschungen des DDR-Hormonforschers Günter Dörner (geb. 1929) an Ratten bedeutsam; nach der Vereinigung Deutsch-

6 Zur Bewertung der Nazi-Zeit vgl. Yılmaz-Günay & Wolter, 2013.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

lands erhielt er für sein Wirken das Bundesverdienstkreuz (vgl. ebd., S. 34–37). Aber auch in Bezug auf das Gehirn fanden Menschenversuche statt. So wurden in der alten Bundesrepublik der 1960er und 1970er Jahre, unter gleichem Vorzeichen wie bei den zuvor genannten Kastrationen, Eingriffe an inhaftierten sowie an in Psychiatrien eingewiesenen »homosexuellen« Männern durchgeführt. Für ihre gefährlichen Gehirnoperationen wurden etwa Gert Dieckmann (1925–2007), Hans Orthner (1914–2000), Rolf Hassler (1914–1984) und Fritz Roeder (1906–1988) bekannt. Teilweise hatten auch sie Erfahrungen mit Menschenexperimenten in den Konzentrationslagern des NS-Staates gesammelt. Bei ihren Operationen sollte ein kleiner Bereich des Zwischenhirns (Hypothalamus) mit einer erhitzten Sonde zerstört werden. Unnötig zu erwähnen, dass dabei viele der »Behandelten« starben oder schwere Hirnverletzungen erlitten (vgl. Voß, 2013a, S. 42–46).

Die Sichtweisen, dass einzelne Gehirnbereiche wie ein Puzzle jeweils für ein konkretes Verhalten verantwortlich sein sollten, gehen auf Theorien des Anatomen und Gehirnforschers Franz Joseph Galls (1758–1828) vom Beginn des 19. Jahrhunderts zurück. Er schrieb in seiner Phrenologie, dass ein einzelner Gehirnbereich jeweils für ein spezifisches Verhalten oder charakterliches Merkmal verantwortlich sei. Dabei wies er auch die Stärke des »Geschlechtstriebs« und seine gleich- oder andersgeschlechtliche Richtung einem Gehirnbereich zu. Zu seinen Lebzeiten waren seine Theorien ein Ereignis, das zahlreiche Zuhörer_innen in die Säle lockte (vgl. Hagner, 1997, S. 89–129). Hingegen wurden sie in der wissenschaftlichen Sicht nicht dominant. Trotz der überwiegenden Skepsis und eher zögerlichen Durchsetzung dieser Theorien werden sie in Bezug auf Geschlecht und (Homo-)Sexualität zentral. Die Medizinhistorikerin Ulrike Klöppel folgert in ihrem für Geschlechterbetrachtungen bedeutsamen Band *XX0XY ungelöst:*

> »In Bezug auf den Geschlechtstrieb war mit der Gehirnlokalisation eine Theorie geschaffen, die ›unnatürliche‹ Neigungen durch eine Dissoziation zwischen der Ausprägung des Gehirns und den Geschlechtsorganen erklärte [...]. Auf dieser Grundlage sollte Krafft-Ebing um 1900 die Annahme formulieren, es existiere ein zerebrales ›psychosexuales Zentrum‹, das der organische Sitz der ›sexualen Empfindung‹ [sei]« (Klöppel, 2010, S. 290).

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Karl Heinrich Ulrichs und Magnus Hirschfeld schlossen an dieses Konzept an, indem sie einen »weiblichen Trieb« bzw. eine »weibliche Seele« im »männlichen Körper« postulierten. Prägnant wird dies in einer Passage deutlich, in der »Hirschfeld 1907 im Nachwort zu dem anonymen autobiographischen Bericht eines Hermaphroditen formulierte: ›Das Geschlecht des Menschen ruht viel mehr in seiner Seele als in seinem Körper, oder, um mich einer mehr medizinischen Ausdrucksweise zu bedienen, viel mehr im Gehirn als in den Genitalien‹« (ebd., S. 291, Hervorh. ausgelassen; vgl. Hirschfeld, 1993 [1907]).[7]

»Homosexualität«, hin zu einem Begehren gewendet, das auch ohne konkrete sexuelle Handlungen auskommt, lässt sich auf Basis dieser Theorien vernünftigerweise im Gehirn feststellen. Heute gehört Simon LeVay zu den auf diesem Gebiet aktiven Gehirnforschenden, die versuchen, einen festen »Sitz« von »Homosexualität« im Gehirn aufzufinden. Den vorgeschlagenen Orten wurde dabei jeweils von anderen Forschungsgruppen widersprochen (vgl. Voß, 2013a).

Allgemein entwickeln sich die Neurowissenschaften mittlerweile in eine Richtung, die zunehmend die Plastizität/Elastizität des Gehirns als bedeutsam ansieht, also insbesondere seine prozessuale Veränderung fokussiert. So wird heute etwa zusehends der Sicht widersprochen, dass das Gehirn zu einem bestimmten Zeitpunkt (nahe der Kindheit) voll ausgebildet sei und statisch verharre, sondern es wird davon ausgegangen, dass sich lebenslang Zellen im Gehirn bilden können. Insbesondere wenn sich der Mensch in einer neuen und interessanten Umgebung befinde, komme es zu einem Bildungs- und Entwicklungsschub (vgl. etwa die Publikationen von Gerald Hüther und, mit Blick auf Geschlecht, von Sigrid Schmitz, besonders empfehlenswert ist Schmitz, 2004.)

Chromosomenforschung, Genetik, Vererbung: Noch 1914 stellte Magnus Hirschfeld fest: »Auch unter dem Mikroskop unterscheiden sich die Spermatozoen Homosexueller nicht von denen Heterosexueller, möglich, daß einmal eine weitere Verbesserung optischer oder sonstiger Hilfsmittel qualitative Differenzen erkennen läßt. Bisher sind solche jedenfalls an den Keimzellen selbst nicht nachweisbar« (Hirschfeld, 1914, S. 126). Diesen Ansatz verfolgte eine weitere For-

7 Zur historischen Aufarbeitung des autobiographischen Romans vgl. sehr schön Simon, 1993, 2004.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

schungsrichtung, die auf erbliche Strukturen zielte – auch bezüglich »Homosexualität«.

Bereits 1891 hatte Hermann Henking (1858–1942) beschrieben, dass aus der Meiose zwei Arten von Spermien hervorgehen würden – einige enthielten ein großes Chromatinelement, das bei den anderen fehlte. Dieses Chromatinelement wurde »X« genannt. In den weiteren, an Insekten durchgeführten, Untersuchungen wurde diese Sicht bestärkt. Aus ihren Forschungen folgerten Edmund Beecher Wilson (1856–1939) und parallel dazu Nettie Maria Stevens (1861–1912), dass bei einigen Insektenarten ein Chromosom vorhanden war, das bei den anderen fehlte; bei anderen Arten war es so, dass ein Chromosom in den Samenzellen differierte. 1909 benannte Wilson das kleinere der Chromosomen als »Y«- und 1911 das größere als »X«-Chromosom. 1923 fanden die entsprechenden Untersuchungen an menschlichen Samenzellen statt (vgl. Goldschmidt, 1911, S. 402; Mittwoch, 2000, S. 188).

Der Biologe und Genetiker Richard Goldschmidt (1878–1958) verfolgte eine zur Hirschfeld'schen ähnliche »Zwischenstufentheorie«. Er sprach von einer »lückenlose[n] Reihe von Übergängen« (Goldschmidt, 1916, S. 5f.) und bezog in diese »Homosexualität« mit ein. Geschlechtlich ging Goldschmidt davon aus, dass chromosomal »Weiblichkeits-« und »Männlichkeitsfaktoren« vorhanden wären, wobei einer der Faktoren auf dem X-/Y-Chromosom liegen würde, der andere auf den Autosomen (d. h. den übrigen, den Körperchromosomen). Damit könne sich ein von 1:1 unterschiedliches Zahlenverhältnis zwischen beiden Faktoren ergeben. Gemäß Goldschmidts Theorie hat jeder Embryo zu Beginn seiner Entwicklung bezüglich eines jeden geschlechtlichen Merkmals das Potenzial, sich sowohl in »weibliche« als auch in »männliche« Richtung zu entwickeln. Dann komme es darauf an, welcher der geschlechtlichen Faktoren überwiege. Allerdings könne ein »Umschlag« in der Entwicklung stattfinden: Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt würde der eine, danach der andere geschlechtliche Faktor vorherrschen. Auf diese Weise würden »geschlechtliche Mischungen« in den Merkmalen entstehen – Goldschmidt nannte sie 1915/16 »Intersexualität«/engl. »intersex«. Dabei bezog er zunächst »Homosexualität« ein – auch bei »Homosexuellen« handele es sich um »Intersexe«. Später revidierte er diese Ansicht. Goldschmidts Theorie ist damit aber die erste, die konzeptionell tiefgehend »Homo-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

sexualität« mit »(Erb-)Anlagen« in Verbindung bringt (Goldschmidt, 1916; vgl. Nieden, 2005, S. 19ff.).

In größerem Maße bedeutsam wurden Erbforschungen zu »Homosexualität« hingegen erst ab den 1950er Jahren. Der Psychiater und Genetiker Franz Josef Kallmann (1897–1965), der bis 1936 im Deutschen Reich zur Erblichkeit von Schizophrenie geforscht hatte, führte erste Zwillingsforschungen zur »Homosexualität« durch. Seine Grundannahme – und die der weiteren Zwillingsforschungen – war, dass bei eineiigen Zwillingen in größerem Maße als bei zweieiigen Zwillingen und bei Nicht-Zwillings-Geschwisterpaaren beide Geschwister »homosexuell« wären. Er »bewies« diesen Zusammenhang, aktuelle Forschungen können einen erblichen Zusammenhang hingegen nicht erhärten (vgl. hierzu ausführlich Voß, 2013a, S. 51–62). Zusätzlich zu diesen Forschungen wurde im späteren 20. Jahrhundert auch direkt nach Chromosomenabschnitten gesucht, die für »Homosexualität« verantwortlich sein sollten. Für seine diesbezüglichen Forschungen bekannt wurde Dean Hamer (geb. 1951). Allerdings wurden auch seine Ergebnisse von anderen Forschenden nicht bestätigt (vgl. ebd.; ferner Hamer et al., 1993; Hamer & Copeland, 1994).

Epigenetik: Neuer bezüglich Betrachtungen zu »Homosexualität« ist die Epigenetik. Anders als in den weitreichenden, früheren Konzepten, in denen alle Faktoren der Zelle außer den »Erbanlagen« als Epigenetik betrachtet wurden, werden seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts nur noch diejenigen Faktoren als epigenetisch angesehen, die direkt an die Erbsubstanz angreifen. Sie würden etwa zur Packung der Erbsubstanz beitragen und könnten damit Einfluss auf Merkmalsausprägungen nehmen. Auch bezüglich »Homosexualität« wird nun die Hypothese aufgestellt, dass epigenetische Faktoren für sie verantwortlich seien oder zumindest ihre Entwicklung wahrscheinlicher machen würden (vgl. hierzu ausführlich Voß, 2013b).

Die Methoden des Sehens und Homosexualität II

Interessant ist es nun, noch einmal aus einer analytischen Richtung auf die Methoden des Sehens der »Homosexualität« zu blicken. Mit einem Zitat von Hannah Arendt wurde zu Beginn dieses Kapitels nachvollzo-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

gen, welche Bedeutung neuartigen Techniken bei der Produktion von Erkenntnis zukommt. Mit Blick auf die gesellschaftliche und wissenschaftliche Thematisierung von »Homosexualität« wird deutlich, dass mit der europäischen Moderne ein ganz neues Konzept aufgekommen ist, in dem unterschiedliche Sexualitäten klar klassifiziert und gegeneinander abgegrenzt sind. Dabei wird »Homosexualität« im Kontext der schwulen Identitätsbildung naturalisiert und im Weiteren als Konzept insbesondere den biologischen und medizinischen Disziplinen überantwortet. »Homosexualität« gelte nur dann als »echt«, wenn eine grundlegende, weitreichende – und wahrscheinlich angeborene – Begehrensform vorliege, und nicht mehr einfach dann, wenn zwei Menschen gleichen Geschlechts miteinander, wie auch immer, Sex haben. Mit Hirschfeld entstanden in zunehmendem Maße Typisierungen und Reihungen geschlechtlicher »Zwischenstufen«, einschließlich der »Homosexualität«, die er und weitere Wissenschaftler »wie Insekten aufreihen und auf seltsame Namen taufen« (Foucault, 1983 [1976], S. 59; vgl. Peters, 2009, S. 178). Das Schauen, Anschauen, Ordnen und Typisieren ist eine wissenschaftliche Methode, die auf dem Augenschein aufbaut. Ein Augenschein – und das wurde Hirschfeld von Zeitgenossen vorgeworfen –, der gerade durch die Art der Reihung entstehe, bei dem links und rechts besonders markante »weibliche« oder »männliche« Figuren platziert wurden. Ein Zeitgenosse merkte so spöttisch an: »[N]eben den Athleten gestellt, der eben kein ›Durchschnittstypus‹ ist, macht sich ein Körper, den man viel eher als einen ›Durchschnittstypus‹ bezeichnen könnte, natürlich hübsch zwitterhaft« (Peters, 2009, S. 175f.).

Durch die Kategorisierung und Typisierung werden vormals im Alltag als selbstverständlich wahrgenommene Variationen sichtbar gemachte »Zwischenstufen« – auch bei Hirschfeld. Peters zeichnet in ihrer Arbeit nach, wie das »Verständnis des Normalen als Durchschnitt, als arithmetisches Mittel« (ebd., S. 109) in Bezug auf geschlechtliche und sexuelle Merkmale entstand. Abbildungen wurden in wissenschaftliche Beweisführungen eingebunden und mit Text und Tabellen in Verbindung gesetzt, und so wurde eine »Norm«, ein »Durchschnitt« etabliert und verfestigt. Es entstand das, was später und heute als »typisch menschlich«, als »typisch weiblich« bzw. »typisch männlich« gilt. So prägt es heute Schulbücher, denken wir etwa an die standardisierten Darstellungen zur »typischen« Pubertätsentwicklung von Jungen und Mädchen.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Auch die (Militär-)Statistik lieferte seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ihren Beitrag, den Standard festzulegen (vgl. Hartmann, 2011).

Abgesehen von dem beeinflussbaren Blick, der als durch die Methoden der Reihung und Typisierung als manipulierbar erscheint – wobei wir mit Whitehead und Einstein wissen, dass er selbstverständlich stets ein »eigener Blick« ist und eben gerade nicht unabhängig und verallgemeinerbar und somit nicht das einzig wahre Abbild eines »Dings« preisgibt –, wurde in den vorangegangenen Ausführungen die Wirkung der Methode deutlicher. Ist »Homosexualität« erst einmal da und wird die Notwendigkeit gesehen, sie in moderner Weise – also naturalisiert – zu begründen und zu etablieren, so geschieht dies mit den jeweiligen Methoden der Zeit. Zunächst galten Keimdrüsen als bedeutsam, dann das Gehirn und – parallel dazu – auch die »Erbanlagen« oder – neuer – »Gene«. Als hier über Jahrzehnte die Beschreibungen lückenhaft und widersprüchlich blieben, ergab sich mit der Epigenetik ein (vermeintlich) neuer Ansatzpunkt.

Mit dem »Teleskop, dem die Änderung des Weltbilds zuzuschreiben ist« (Arendt, 2015 [1958], S. 349), kam eine neue Sicht auf die Welt auf. Gleichzeitig scheint diese Sicht fest zu sein, zumindest in Bezug auf »Homosexualität«. Trotz der Änderung der Methoden – die Keimdrüsen, Gehirn, Hormone, Erbanlagen je spezifisch betrachten – hat sich das Verständnis von »Homosexualität« in der Biologie nicht grundlegend gewandelt. Sie wird, statisch und typisiert – wie sie es seit der Moderne geworden ist –, stets aufs Neue »bewiesen«. Aber es wandeln sich zumindest die Zuschreibungen. Wie eingangs »der Baum« mit den unterschiedlichen Techniken ganz verschieden erfasst wird, so gilt das auch für »die Homosexualität«. Sie wird einmal im Gehirn sichtbar gemacht, ein anderes Mal durch Vervielfältigungs- und Färbetechniken in Chromosomenbereichen, schließlich in den sich anlagernden Substanzen. Vor dem Hintergrund, dass »Homosexualität« auf diese Weise in molekularen Strukturen verankert wird, ist die Frage bedeutsam, was in diesen Forschungen eigentlich als »Homosexualität« gilt. Also: Was und wer wird dort eigentlich untersucht? Ist es die gleichgeschlechtliche Handlung – und welche? Ist es das Begehren, die »konträre Sexualempfindung« (Hirschfeld im Anschluss an Westphal) oder gar der »Platonismus« (Casper, im Sinne: »platonische« gleichgeschlechtliche Freundschaft/Beziehung)?

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

»Homosexualität« zwischen seltenem »Rätsel« und Massenerscheinung

War es bei den Analuntersuchungen noch einigermaßen klar, dass eine bestimmte gleichgeschlechtliche sexuelle Handlung betrachtet wurde, ist es mit der Kategorie »Homosexualität« schwieriger geworden. In Bezug auf biologische und medizinische Studien (aber ebenso gilt das für soziologische) ist es bedeutsam, wie die zu untersuchenden Menschen als »homosexuell« oder »heterosexuell« klassifiziert werden, weil hierdurch das abschließend erzielte Forschungsergebnis wesentlich vorstrukturiert wird. Hierfür lohnt sich ein Blick auf verschiedene Studien zum Thema »Homosexualität«. Daraus wird deutlich, dass es ganz unterschiedlich ist, wer in der jeweiligen Forschung als »homosexuell« eingeordnet wird: Mal geht es darum, dass ein Mensch sich selbst als »homosexuell« identifiziert, mal geht es um konkrete Handlungen und ihre Häufigkeit. Noch immer eine beliebte Bezugsgröße ist die sogenannte Kinsey-Skala, die sich an »homosexueller« Erfahrung orientiert. Alfred Charles Kinsey hatte – an Hirschfeld anschließend – einen Katalog von mehr als 300 Fragen entwickelt, mit dem er eine quantitative Breitenstudie durchführte, bekannt geworden als *Kinsey Report* (vgl. Haeberle, 1993). Die Kinsey-Skala unterscheidet sieben Stufen – Stufe 0 bis Stufe 6 (vgl. Abb. 1).

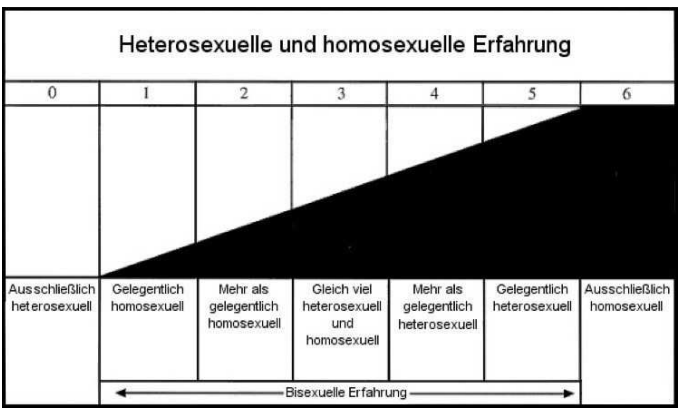

Abb. 1: Kinsey-Skala, orientiert an dem Geschlecht der SexualpartnerInnen der jeweiligen Person.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

»Ausschließliche Homosexualität« sei damit nur bei Stufe 6 der Kinsey-Skala vorhanden. Nach Kinsey wären aber selbst dort – bei Stufe 6 – Personen zu finden, die ausschließlich »homosexuelle«, praktische Erfahrungen haben, aber durchaus auch gedanklich »heterosexuell« erregt werden könnten und fantasieren würden (vgl. Haeberle, 1993). Kinsey kam in seinen Studien der 1940er und 1950er Jahre in Bezug auf Männer zu den folgenden Ergebnissen:

> »37% der gesamten männlichen Bevölkerung haben wenigstens eine reale homosexuelle Erfahrung bis zum Orgasmus zwischen Jugendzeit und hohem Alter; 30% aller Männer haben zumindest einzelne homosexuelle Erlebnisse oder Reaktionen (Werte 1–6) über eine Periode von mindestens drei Jahren zwischen dem Alter von 16 und 55 Jahren; 25% der gesamten männlichen Bevölkerung haben mehr als einzelne homosexuelle Erlebnisse oder Reaktionen (Werte 2–6) über mindestens drei Jahre zwischen dem Alter von 16 und 55 Jahren; [...] 4% der weißen Männer sind ausschließlich homosexuell in ihrem Verhalten nach Beginn der Pubertät« (Haeberle, 1993, S. 234).

Der erhebliche Gewinn der Kinsey-Studien und der Kinsey-Skala liegt darin, dass der Forscher nicht die schematische Zweiteilung »Homosexualität« und »Heterosexualität«, gegebenenfalls erweitert um »Bisexualität«, nutzt, sondern die Möglichkeit schafft, dass sexuelle Verhalten der Menschen ausdifferenzierter darzustellen. Gleichzeitig zeigte Kinsey, dass sich die Auftrennung in »Homosexualität« und »Heterosexualität« als zu statisch erweist, wenn sich nur 50% der Bevölkerung als Erwachsene ausschließlich »heterosexuell« betätigten (vgl. Haeberle, 1993).

Die analytische Herangehensweise von Hirschfeld, Hamer & Co. ist hingegen eine ganz andere: Sie versuch(t)en nicht, gleichgeschlechtliche oder »homosexuelle« Handlungen aufzufinden und sie und ihre Verbreitung zu beschreiben, sondern einen wahren Kern »echter Homosexualität« zu finden. Sie such(t)en nach Kennzeichen bei denjenigen Menschen, die sich selbst als (ausschließlich) »homosexuell« definierten. In Bezug auf Männer betrachtete Hirschfeld nur diejenigen als »echt homosexuell«, die ausschließlich Männer begehrten (und gegebenenfalls auch mit Männern sexuell verkehrten). Grundlegend

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

käme hierfür die Kinsey-Stufe 6 infrage. Da sich aber hier auch »heterosexuell« fantasierende und begehrende Menschen finden könnten, wäre diese Zuordnung nicht zutreffend. Vielmehr könnten sich rein »homosexuell« begehrende Menschen in Hirschfelds Verständnis in allen Kinsey-Stufen finden – Stufen 0 bis 6.

Für seine genetischen Studien orientierte Dean Hamer ausgehend von einer Stichprobe von Männern, die sich selbst als »homosexuell« identifizierten, auf eine noch spezifischere Gruppe. Er analysierte Auffälligkeiten auf dem X-Chromosom, weil er in Familien mit schwulen Brüderpaaren in größerem Maße als bei den Vergleichsgruppen weitere schwule Verwandte in der mütterlichen Verwandtschaftslinie ausmachte. Seine Ergebnisse – sie wurden von anderen Forschungsgruppen nicht bestätigt – lassen sich damit noch weniger auf eine »Allgemeinheit« der »Homosexuellen« zurückbinden. Spezifiziert er für die Auswahl der »Homosexuellen«, dass es solche waren, die sich selbst so benannten und dass sie entsprechend dem Fragebogen zu 90% den Stufen 5 und 6 der Kinsey-Skala zuzuordnen waren, wurde auch die »Homosexualität« der Familienangehörigen nach Möglichkeit aus Interviews erschlossen (Hamer et al., 1993; Hamer & Copeland, 1994).

Simon LeVay untersuchte die Gehirne von Verstorbenen, bei denen er retrospektiv auf die sexuelle Orientierung schloss. Hierfür war er auf Berichte angewiesen – etwa von Familienangehörigen. Gleichzeitig wäre eine weitreichende Erhebung der Sozialisation notwendig gewesen (um das konkrete Verhalten der Verstorbenen einigermaßen zu erschließen), die er in seiner Studie aber nicht vornahm. Insofern blieb als weitreichendes Auswahlkriterium seiner Studie die Todesursache: Wer an Aids erkrankt und an einer assoziierten Todesursache verstorben war, gelangte bei ihm leichter in die Gruppe der »Homosexuellen«.

Die Forschungsgruppe um William R. Rice (2012), die Hypothesen über für »Homosexualität« verantwortliche epigenetische Faktoren aufstellte, betrachtete »Homosexualität« zwar – analog zu Hirschfeld, Hamer & Co. – als seltene Erscheinung und kaum erklärbares »evolutionäres Rätsel« (Rice et al., 2012, S. 357), legte aber hierzu widersprüchlich methodisch eine durchaus Kinsey'sche Herangehensweise zugrunde, nach der es sich bei »homosexuellem« Verhalten um eine Breitenerscheinung handele. Rice et al. entschieden: »Mit Ho-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

mosexualität meinen wir jegliche Form gleichgeschlechtlicher Partner-Präferenz, eingeschlossen sind dabei alle Kinsey-Stufen > 0« (ebd., S. 345; vgl. ausführlicher und zur Einordnung Voß, 2013b.). In der Interpretation wechselten Rice et al. dann wieder auf die Sichtweise, dass es sich – wie auch Hirschfeld, Hamer & Co. zugrunde legen – bei »Homosexualität« um eine rare Erscheinung handele.

Es zeigt sich, dass in Studien »Homosexualität« sehr unterschiedlich verstanden wird. Gerade bei zentralen biologisch-medizinischen Studien – Hamer, LeVay und weiteren der Neurowissenschaft und Genetik (vgl. Voß, 2013a) – ist a) die Selbstidentifikation als »homosexuell« zentral und/oder wird b) darauf geachtet, dass die Proband_innen möglichst ausschließlich »homosexuell« agierten. Hingegen geht es nicht um ein breites Kinsey'sches Verständnis erlebter anders- und gleichgeschlechtlicher sexueller Erfahrungen.

Sichtbarkeit – Macht – Handlungsmacht: Gesellschaftliche und pädagogische Dimension

In den bisherigen Abschnitten wurde gezeigt, dass der allgemeine moderne Erkenntnisweg in Richtung Prozessdenken geht. Statische Sichtweisen wurden seit dem 17. Jahrhundert und werden fortlaufend aufgelöst. In Bezug auf »(Homo-)Sexualität« zeigte sich hingegen eine gegenläufige Entwicklung. Hier sind naturwissenschaftlich – also in der Biologie – eher statische Sichtweisen vorherrschend und werden in den Untersuchungen zahlreiche der gleichgeschlechtlichen sexuellen Handlungen nicht einbezogen, etwa wenn sich Menschen nicht als »homosexuell« identifizieren oder sowohl gleich- als auch andersgeschlechtlichen Sex haben. Diese Statik zeigt sich auch in der Pädagogik – und hier ergibt sich ein Dilemma: Gilt es, junge Menschen zu befähigen, »Homosexualität« oder »Heterosexualität« in Exklusivität zu leben und entsprechend ein Coming-out zu haben – oder trägt diese statische Dimension gar nicht den Bedürfnissen der Jugendlichen Rechnung, die eher sowohl gleich- als auch andersgeschlechtliche Erfahrungen haben, möglicherweise darüber verwirrt sind und bestärkt werden könnten, sich auszuprobieren. Um diese Fragen soll es nun abschließend in diesem Abschnitt gehen.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Macht und Sehen

Die bisherigen Beschreibungen zu den modernen naturwissenschaftlichen Sichtweisen erschienen als einfacher geschichtlicher und wissenschaftlicher Fortgang, bedingt durch das Tun des Homo faber und die von ihm entwickelten neuen Methoden. In einigen Disziplinen scheinen Neuerungen – Prozessdenken, Überwinden von statischen Perspektiven – wissenschaftlich leichter vorangetrieben worden zu sein, hingegen zeigte sich bei der hier näher betrachteten moralisch aufgeladenen und umkämpften gesellschaftlichen Kategorie »(Homo-)Sexualität«, dass die moderne Wissenschaft auf ein klares und starres Erkennen von »Homosexualität« zielte – und sie dabei, gemeinsam mit den »Homosexuellen« selbst, hervorbrachte. Hier gilt es a) die Interessenlagen deutlicher in den Blick zu nehmen und dabei b) die Bedeutung von Kategorisierungen als Herrschaftsinstrument in der Moderne zu beleuchten.

Michel Foucault hat in seinen Arbeiten *Die Geburt der Klinik, Archäologie des Wissens* und *Überwachen und Strafen* für uns wichtige Perspektiven zur Bedeutung des »modernen Blicks« und von Klassifizierungssystemen als Regierungsweisen eröffnet. Darauf aufbauende, erheblich fortentwickelte und teils zu Foucault kritische Einsichten im Hinblick auf Sichtbarkeit liefert Andrea Mubi Brighenti. Sichtbarkeit bedeutet demnach nicht einfach Handlungsmöglichkeit für ein Individuum oder eine Gruppe von Menschen, wie es Ulrichs, Hirschfeld, Hamer und LeVay für ihr Publizieren und weiteres Streiten angenommen hatten. Sie gingen und gehen von einem einfachen Begriff gesellschaftlicher Anerkennung aus, einer Anerkennung, die durch genaues Beschreiben, Identifizieren und naturwissenschaftliches Begründen Menschen einer marginalisierten und strafrechtlich verfolgten Gruppe, individuell und gruppenspezifisch, gesellschaftliche Akzeptanz und Teilhabe eröffnet. Seit den Analysen von Foucault wissen wir aber, dass das nur eine Seite der Medaille ist: Sichtbarkeit im Sinne von Gesehen-und-beobachtet-Werden stellte einen zentralen Mechanismus der modernen Disziplinargesellschaft dar. Weiter und klinisch gedacht, bedeutet Sichtbarkeit »[n]icht Anerkennung, sondern Unterwerfung, Verordnung eines Verhaltens und ein Mittel der Kontrolle. In der Disziplinargesellschaft bedeutet Sichtbarkeit Vorenthaltung von Macht« (Brighenti, 2010, S. 48). Weiter: »Foucault sah im Verschwinden der

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Straffolter die Ankunft eines neuen Typs von ›politischer Technologie des Körpers‹ markiert«, die unter anderem darauf aus war, »›gefügige Körper‹ zu produzieren« (ebd.; vgl. Çetin et al., 2012, S. 24–29). Strafende Institutionen und die Moral (»strafende Stadt«, vgl. Brighenti, 2010, S. 48) spielen in der modernen Gesellschaft bedeutende Rollen.

Sichtbarkeit ist also in den modernen Gesellschaften nicht von Regierungsweisen ablösbar. Gerade durch die Kategorisierung und Klassifizierung von Menschen entsprechend bestimmten Merkmalen, wird das moderne – das kapitalistische – Herrschaftsverhältnis begründet. Rassismus, Geschlechterverhältnis und Klassenverhältnis spielen zentrale Rollen dabei, die Position der Besitzenden und der Arbeitenden/Ausgebeuteten zueinander festzulegen (vgl. für einen Zugang Voß & Wolter, 2013). Mit Rassismus wird in der modernen, bürgerlichen Gesellschaft gerechtfertigt, dass einige Menschen versklavt werden dürften und sie mindere Rechte erhielten als weiße Europäer_innen (Çetin, 2012, S. 28ff.). Klassenverhältnisse schieden die weißen Besitzenden von jenen Menschen, die »die natürliche Veranlagung […] für die ermüdenden, schmutzigen, monotonen Arbeiten« besäßen und »einen Meister [brauchen], der [sie] dazu anhält, gemäß [ihrer] Natur zu arbeiten« (Balibar & Wallerstein, 1992 [1988], S. 254). Mit dem modernen, bürgerlichen Geschlechterverhältnis entstehen schließlich

> »wirtschaftliche und ideologische Strukturen, die nichterwerbstätige Frauen in die ökonomische und emotionale Abhängigkeit von Männern drängten. [Der…] Bürgersfrau [kam nun] die Rolle der treusorgenden Gattin, Hausfrau und Mutter zu. Diese Entmachtung wurde verklärt und idealisiert, wobei im 18. Jahrhundert die Mehrzahl der deutschen Frauen dem neuen Frauenideal nicht entsprechen konnte, weil sie in Manufakturen und Fabriken Schwerstarbeit leistete« (Opitz [Ayim], 1997 [1986], S. 25).

Die Kategorisierungen wurden maßgeblich über physische, physiologische und psychische Argumente gerechtfertigt, schließlich und zentral durch die moderne Biologie und Medizin.[8] Sexualität kam und kommt

8 Vgl. zum Thema Rassismus Gould, 1983 [1981]; für das Geschlechterverhältnis Voß, 2010; für das Klassenverhältnis Balibar & Wallerstein, 1992 [1988].

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

hierbei eine bedeutende Scharnierfunktion zu – so wurde etwa der deutsche Kolonialismus um 1900 und werden aktuelle militärische Interventionen Deutschlands und des »Westens« in Ländern des globalen Südens maßgeblich über geschlechtliche und sexuelle Begründungen gerechtfertigt, sind sexuelle Motive in rassistischen Erzählweisen zentral und wird der weiße, bürgerliche, europäische Mann gerade auch über sexuelle Begründungen von den Frauen seiner Klasse und von den weißen proletarischen Frauen und Männern abgegrenzt (vgl. Voß & Wolter, 2013, S. 41–45, 90–95). Wurde der weiße, bürgerliche, europäische Mann sexuell im 19. Jahrhundert gegenüber dem »entsittlichten Arabien« abgegrenzt, weil dort Männer aus Sicht der europäischen »Erkunder« in großem Maße gleich- und andersgeschlechtlichen Sex praktizierten, so wird heute aus Europa hegemonial gegenläufig argumentiert und eine besondere Repressivität in Ländern des arabischen Raums gegenüber »Homosexualität« postuliert (vgl. Klauda, 2008, S. 17f.; Bauer, 2011, S. 268–311; Voß & Wolter, 2013, S. 25, 93f.). Auf beide Weisen wird eine »Zivilisiertheit« Deutschlands (und des »Westens«) gegenüber dem Osten und Süden proklamiert, werden rassistische Politik im Inneren und militärische Intervention in der Außenpolitik gerechtfertigt (vgl. hierzu ausführlicher Puar, 2008 [2007]; Haritaworn et al., 2014 [2006]; Yılmaz-Günay [Hrsg.], 2014 [2011]).

Kategorisierung und Klassifizierung sind also nicht »unschuldig«, sondern haben wesentlichen Anteil an modernen staatlichen Politiken, der Herstellung und Aufrechterhaltung von Herrschaftsverhältnissen. Die Anerkennung des Individuums und einer Gruppe von Menschen erfolgt durch institutionalisierte Verfahren. Brighenti:

> »Die Identifizierung wird typischerweise durch den Staat im Hinblick auf die Bevölkerung ausgeübt und erreicht ihre vollendete Form in Instrumenten der Klassifizierung und Kontrolle. Seit dem 19. Jahrhundert gehören dazu Einträge beim Standesamt und Personalausweise. Biometrische Instrumente der (An-)Erkennung wurden seit dem späten 19. Jahrhundert eingeführt [...]« (Brighenti, 2010, S. 54).

Strafe ist in dieser Hinsicht auch eine Form staatlicher »Anerkennung« – Individuen und Gruppen werden erkannt, sichtbar gemacht und eingebunden in bürgerlich-gesellschaftliche Normen, strafrecht-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

lich verfolgt und/oder gesellschaftlich diskriminiert. Das Streiten gegen Strafverfolgung und gegen Diskriminierung nutzt auch Weisen des Sichtbarmachens, um auf Verfolgung und Benachteiligung hinweisen zu können – es geht um »Anerkennung« in einem Sinne, von Verfolgung und Diskriminierung frei zu werden. Hier hat die Schwulenbewegung der 1970er und 1980er Jahre viel erreicht, für zahlreiche der Streitenden verbunden mit massiven und existenziell bedrohlichen und zerstörenden Folgen. Durch Streiten und institutionelle Maßnahmen wurde die staatliche Verfolgung »Homosexueller« in der Bundesrepublik aufgehoben und ihre Diskriminierung abgemildert. Mit der »Aktion Standesamt« wurde die Einbindung der »Homosexuellen« in die bürgerlich-heterosexuellen Normen der Anerkennung (weitgehend) komplett. Grundlage bleibt dabei weiterhin, dass »Homosexuelle« klar als solche erkannt werden müssen – und dass sie sich zu »ihrer Homosexualität« und einem »moralisch guten« bürgerlichen Lebenswandel (u. a. als Paar, arbeitend, in »Verantwortung füreinander« [bei zugesicherter Entlastung der Sozialkassen im Fall von Arbeitslosigkeit]) bekennen müssen, um »anerkannt« zu sein, an Vergünstigungen teilhaben zu können und vor Diskriminierung geschützt zu sein. Eine nicht klar auf Frauen oder Männer zielende sexuelle Orientierung, eine nicht eindeutige geschlechtliche Identität, nicht so klar geordnete geschlechtlich-sexuelle Lebensverhältnisse (mit mehreren Partner_innen) sowie Armut, Arbeitslosigkeit, Migrationshintergrund, illegaler und nicht-deutscher (Staatsanghörigkeits-)Status bedrohen die Teilhabemöglichkeiten.

Der aktuelle Stand der Auseinandersetzung führt zum Einschluss der einen »Homosexuellen« und ihrem Schutz vor Diskriminierung, nämlich derjenigen, die »eine gewisse Stetigkeit« (Oesterle-Schwerin, 1991, S. 34; vgl. Voß, 2013c) versprechen; hingegen kommen andere »Homosexuelle« aufgrund ihrer Lebensweise – wechselnde Sexualpartner_innen, »Bare-backing«, wechselnde geschlechtliche und sexuelle Verortung, Armut, Migrationshintergrund, Nicht-EU-Staatsangehörigkeit – in den besonderen Blick des Staatswesens und der bürgerlich-moralischen Gesellschaft und leben weiterhin gefährdet oder sogar noch gefährdeter als zuvor. »Wenn sich Personen über die obere Schwelle korrekter Sichtbarkeit hinausbewegen oder gestoßen werden, betreten sie eine Zone von Supra- oder Supersichtbarkeit, in der jede

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

ausgeführte Handlung, weil sie übermäßig sichtbar ist, so enorm wird, dass sie die handelnde Person paralysiert« (Brighenti, 2010, S. 46; vgl. ausführlicher im ersten Kapitel dieses Bandes). Das gelte etwa für die sogenannte »Unterschicht« und migrantische Communities.

Ja, ich bin so – und das ist gut so. Vom schwulen Coming-out

Liest man in aktuellen Handreichungen für schwule und lesbische Jugendliche, etwa im Aufklärungsband *How to Be Gay. Alles über Coming-out, Sex, Gender und Liebe* (von James Dawson 2015 in der deutschsprachigen Übersetzung erschienen), so erhält man als ratsuchende_r Jugendliche_r den Hinweis, dass ein Coming-out – ein inneres und ein äußeres – auf jeden Fall für die eigene Identitätsbildung hilfreich ist und dafür, sich gegen Diskriminierung zur Wehr setzen zu können. »Ja« – ist die klare Antwort, die man erhält, wenn man sich vor der Frage sieht, gleichgeschlechtlich zu begehren oder gleichgeschlechtlichen Sex haben zu wollen. Viele Lesben und Schwule werden diese Sicht teilen – für viele war es befreiend, sich klar als lesbisch oder schwul zu bekennen. Für andere war es nicht so glücklich, distanzierten sich zum Beispiel die Eltern. Von diesen Möglichkeiten erfährt man auch rasch, gibt es doch eine weitreichende Unterstützungsstruktur in regionalen lesbisch-schwulen Vereinen, die Orientierung und Hilfe anbieten.

Eine solche Bekenntniskultur hat einen historischen Hintergrund. Gerade in Deutschland ist sie geprägt von einer über lange Zeit anhaltenden strafrechtlichen Verfolgung von mann-männlichem Sex (und auf andere Weise frau-fraulichem Sex). Nach der Entschärfung des Paragrafen 175 durch Bundestagsbeschluss im Jahr 1969 – nicht durch Revolte, wie in den USA – etablierte sich auch in der alten BRD eine Subkultur, in der es möglich war, unter einigen Strapazen schwul bzw. lesbisch zu leben. Demonstrationen sollten in den 1970er und 1980er Jahren mehr Öffentlichkeit – Sichtbarkeit – erreichen und auf die diskriminierte Situation der Lesben und Schwulen hinweisen. In diesem Zuge und aus einer solchen kämpferischen Sicht galt und gilt ein selbstbewusstes »Ja, ich bin schwul« bzw. »Ja, ich bin lesbisch« als *der* Weg, dass eigene Leben selbstbewusst und individuell zu gestalten.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

Mittlerweile hat sich die Situation gewandelt. Seit 1994 ist auch in der BRD – in Angleichung an die Rechtslage der DDR – der Paragraf 175 verschwunden. Statt einer strafrechtlichen Verfolgung richten sich nun Integrationsangebote an »die Homosexuellen«, in der Gesellschaft in möglichst geordneten Verhältnissen zu leben. Entsprechend outeten sich zuletzt auch zahlreiche prominente Politiker im späteren Lebensalter und gelten nun als positive Identifikationsfiguren: Klaus Wowereit, Ole von Beust, Guido Westerwelle. Es gehört zur wichtigen und sehr wertvollen Entwicklung, dass Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung in der BRD nicht mehr stattfinden soll. Entsprechend werden selbst die angestaubten Lehrpläne überarbeitet, in denen es in den 1990er Jahren noch ganz »normal« war, dass Homosexualität (und jede Form gleichgeschlechtlichen sexuellen Handelns) als Krankheit dargestellt werden konnte. Hier vollziehen sich die notwendigen Veränderungen, die zunehmend weite Bereiche der Gesellschaft umfassen und sich insgesamt auf geschlechtliche und sexuelle Vielfalt erstrecken. Gleichzeitig wandelt sich damit auch der Stellenwert des Coming-outs: Es hat nur noch bedingt die die jeweilige Person selbst aufrüttelnde und empowernde Wirkung, wenn die Eltern auf das Bekenntnis hin nur mit den Achseln zucken und sagen »Es ist, wie es ist«, und in der Gesellschaft zumindest nicht mehr in der Schärfe wie früher gegen Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung gestritten werden muss. Gleichwohl können mit dem Coming-out weiterhin negative Erlebnisse im Elternhaus und zum Beispiel in der Schule verbunden sein. Schon aus dieser Sicht gilt es weiterhin, individuell ein Coming-out abzuwägen.

Nur dann, wenn man sich in die bürgerliche Ordnung integriert und wenn man überhaupt als integrierbar in diese gilt, ergeben sich aktuell mehr Möglichkeiten für lesbische und schwule Paare. Wer hingegen das Integrationsangebot nicht annimmt und von bürgerlichen Normen, »stetig« und in Paarbeziehung zu leben, abweicht, lebt in der Gesellschaft sogar in zunehmendem Maße gefährdet. Das kann etwa der Fall sein, wenn ein Mann gern promisk mit Männern Sex in Parks haben möchte (neue staatliche Sanktionen können ihn hier bedrohen), und es ist der Fall, wenn er arm oder wenn er Schwarz ist. Gleichzeitig bedeutet die staatliche Integration der »Homosexualität« und der »Homosexuellen«, dass nun »Frauenrechte« und Rechte von Lesben

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

und Schwulen als Herrschaftsinstrumente eingesetzt werden, etwa um Kriege und weitere imperialistische Strategien zu begründen und zu befördern.

Wenn sich die Interessenlagen hinter dem Begriff »homosexuell« durch rassistische, sexistische und klassistische Diskriminierung sehr breit auffächern, ist einerseits das kämpferische Potenzial gering, das sich für Menschen ergibt, wenn sie »Homosexualität« in ihrer Identität zentral setzen und werden andere Interessenlagen bedeutsamer. Wie etwa Arme und Menschen of Color durch die Gentrifizierung auch von schwuler, lesbischer und queerer Mittelklasse aus Stadtteilen vertrieben werden – das gehört zu den Themen, die zunehmend reflektiert werden müssen. Im folgenden Kapitel dieses Buches geht es ausführlich um diese Fragen: Raumpolitiken, Gentrifizierung, Verdrängung.

Pädagogische Entscheidung: Zwischen »Homosexualität« und gleichgeschlechtlichem Tun

Ganz verwundert reagieren die aktuelle Sexualwissenschaft und die Pädagogik auf Feststellungen, dass sich trotz aller Liberalisierung Schimpfwörter rings um das Wort »schwul« auf Schulhöfen großer Beliebtheit erfreuen. Ganz so verwunderlich ist das indes nicht, wenn man bei dem analytischen Blick auf »Homosexualität« bleibt. Hierzu hat Norbert Reck in dem Aufsatz *Befreiung von der Homosexualität* (Reck, 2007) vorgelegt. Reck umreißt darin die Optionen, die Kinder und Jugendliche heute haben, sich selbst, ihre Geschlechtlichkeit und Sexualität zu entdecken. Die Entdeckung erfolgt schon eng gespurt, denn »[b]evor in Jugendlichen ein ernsthafteres sexuelles Verlangen nach anderen Menschen erwacht, wissen sie schon, dass es dafür in der Hauptsache zwei Begriffe gibt: Heterosexualität und Homosexualität« (Reck, 2007, S. 166). Vor diesem Hintergrund sei ein eigenständiges Entwickeln der eigenen Gefühle unmöglich, vielmehr gehe es vornehmlich darum, in vorgegebene Rollen hineinzuwachsen.

In der aktuellen liberalen Gesellschaft und ihren Medien wird dabei durchaus ein breites und wohlwollendes Bild von Lesben und Schwulen gezeichnet. Sie erscheinen nicht als »schrille und überdreh-

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

te Charaktere« (ebd.). Das Problem hingegen ist, wie Reck ausführt, dass

> »bei allen Erwähnungen implizit vermittelt wird, dass Schwule und Lesben eine andere Art Menschen sind – zwar durchaus gleichberechtigt zu behandeln, aber dennoch: eine *andere Art*. Die Jugendlichen der Gegenwart leben im Bewusstsein, dass es Homosexuelle ›gibt‹, dass sie überall vorkommen und dass es ihnen selbst passieren kann, entdecken zu müssen, zu dieser anderen Art zu gehören. Diese Entdeckung – der erste Schritt im ›Coming-out‹ – hat somit heute eine veränderte Bedeutung: [...] Es handelt sich heute um die Entdeckung, ein ›Kuckucksei‹ zu sein, zu einer anderen Art zu gehören, das heißt aus der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Kultur herauszufallen. Das Coming-out ist darum zuerst einmal die Erfahrung einer Ausbürgerung und eröffnet sodann die für Jugendliche oft wenig verlockende Perspektive, sich in einer schwulen oder lesbischen Subkultur einbürgern zu dürfen« (ebd., S. 166f.; Hervorh. i. O.).

Noch immer verlaufe das Coming-out dabei nicht einfach, sondern es seien damit nur andere Probleme verbunden als noch vor einigen Jahrzehnten.

Aber auch für die erwachsene Mehrheitsgesellschaft erweist sich diese Konstellation, mit den in ihrer Andersartigkeit festgeschriebenen Homosexuellen, als produktiv. Gleichgeschlechtliches Begehren ist so sichtbar auf eine klar umrissene Personengruppe ausgelagert: Lesben und Schwule sind die Anderen. Die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft muss sich somit nicht mit den eigenen gleichgeschlechtlichen Wünschen auseinandersetzen. Ihre (aktuelle liberale) Toleranz und Akzeptanz erkennt (weiße) Lesben und Schwule an – aber als Andere. Diese Anerkennung als Andere (vgl. erstes Kapitel dieses Buches) ist damit ganz klar Teil homophober gesellschaftlicher Prägung. So gesetzt, sind sie in einer Situation – und sie haben sich selbst in diese gebracht –, aus der sie nicht entrinnen können, wenn sie das klare Identitätskonzept beibehalten. Sie können sich noch so kritisch oder noch so staatstragend gerieren, sie können noch so intensiv an Politiken der Mehrheit teilnehmen (etwa sich an militärischen oder rassistischen Aktivitäten beteiligen), sie können noch so wichtige Ämter einnehmen: Sie bleiben

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

die Anderen, klar festgeschrieben in ihrer – sexuellen – Identität. Und die Liberalität einer Gesellschaft kann immer auch – durch reaktionäre Kräfte – zurückgenommen werden.

Das heutige liberale – tolerante – Paradigma ist dabei nahtlos mit den historischen Entwicklungen und der biologisch-medizinischen Fundierung des Identitätskonzepts »Homosexualität« verbunden:

> »Wer [seit der Moderne] Lust auf Sex mit Menschen desselben Geschlechts verspürte, hatte nicht einfach nur Lust, sondern spürte das Zutagetreten der eigenen ›Naturanlagen‹. Nicht das Ich äußerte also einen Wunsch, sondern die Biologie meldete sich mit einem Diktat. Diesem Diktat sollte man besser gehorchen […]. Man sollte seine ›Triebe‹, seine Andersartigkeit akzeptieren, ganz ähnlich, wie man es akzeptieren muss, wenn man eine Erbkrankheit hat. ›Warum widerfährt gerade mir dieses Schicksal?‹, fragen Jugendliche, die gleichgeschlechtliche Wünsche verspüren und deshalb meinen, ›homosexuell‹ zu sein. ›Warum hat Gott gerade mich so gemacht?‹, fragen religiöse Jugendliche. Das Konzept der Homosexualität als Naturanlage konfrontiert die ›Betroffenen‹ also zunächst mit etwas Ungewolltem, Fremdem, wie mit einem Schicksalsschlag. Manchen gelingt es, ihre ›Homosexualität‹ irgendwann ›anzunehmen‹; andere hadern damit lebenslang« (ebd., S. 170; Anm. H. V.).

Vor dem Hintergrund dieser Konstellation ist es gar nicht mehr verwunderlich, dass Kinder und Jugendliche, entgegen dem erhobenen pädagogischen Zeigefinger, den Begriff »schwul« abwertend verwenden. Auch wenn es sich bei ihnen oft nur um belangloses Flachsen handelt, versichern sie sich auf diese Weise ihrer eigenen »Heterosexualität«, also nicht zu den »Anderen« zu gehören. Diese heterosexuelle Selbstversicherung funktioniert selbst dann, wenn sie gleichzeitig gemeinsam gleichgeschlechtlich masturbieren. Deutlich wird aber, dass sich jede jugendliche sexuelle Selbstverortung (in unseren geographischen Breiten) in der spannungsreichen Selbstzuordnung zu »homosexuell« oder »heterosexuell« bewegt.

Statt jeder und jedem Jugendlichen das klare Selbstbekenntnis abzuverlangen, das notwendig mit der Abgrenzung von Möglichkeiten und eigenen Wünschen verbunden ist, könnte es aussichtsreicher

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – (cc) BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb

und diskriminierungsärmer sein, das Identitätskonzept aufzugeben und stattdessen Räume zu eröffnen, in denen sich Kinder und Jugendliche selbst geschlechtlich und sexuell verorten und ausprobieren können. Sie müssen dann nicht befürchten, aufgrund ihres sexuellen Tuns zu den »Anderen« zu werden oder sich eigene gleichgeschlechtliche Wünsche nicht erfüllen zu können. Dass das Ausprobieren schon stattfindet – bei Mädchen mehr als bei Jungen –, zeigen Jugendstudien.[9] Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen vollziehen also möglicherweise die Auflösung der starren Grenzen in der Praxis. Wie wirkmächtig dabei aber das Postulat des »innewohnenden Begehrens« bzw. der »konträren Sexualempfindung« bleibt oder ob es durch die eigenen sexuellen Lebenserfahrungen in der Vorstellung der Menschen selbst und von dort aus auch in den gesellschaftlichen Übereinkünften ad absurdum geführt wird, muss sich in den kommenden Jahren und Jahrzehnten zeigen.

9 Die aktuelle Jugendstudie von Konrad Weller und Kolleg_innen (Weller, 2013) zur Jugendsexualität in Ostdeutschland zeigt, dass junge Menschen sowohl gleich- als auch andersgeschlechtliche Erfahrungen machen. »Nur« 58% der befragten Mädchen und 85% der befragten Jungen im Alter zwischen 15 und 19 Jahren gaben an, ausschließlich »auf das andere Geschlecht« zu stehen, 24% der Mädchen und 10% der Jungen gaben an, intime Kontakte mit einem gleichgeschlechtlichen Partner gehabt zu haben.

https://doi.org/10.30820/9783837968057-33, am 12.10.2024, 06:43:17
Open Access – BY-NC-ND - https://www.nomos-elibrary.de/agb